

## Zur Geschichte Heinrichs VIII. von England.

Man hat sich daran gewöhnt in der Geschichte des zweiten Tudors die äuszern Beziehungen Englands nur als Nebensache zu betrachten; unbedeutend und gleichgiltig sowol für Europa als für die innere Entwicklung des Königreichs. Allerdings ist ja Heinrichs Regierung für diese ganz besonders wichtig und auf diese hauptsächlich gerichtet, allein die Beziehungen nach auszen, seine Stellung zu den europäischen Mächten, haben auch hierbei vielfach eingewirkt und sind oft maszgebend für die Neugestaltung im Innern gewesen. Und gerade damals beginnen sich die Keime jener Politik zu zeigen, die später in dem herrlichen Wilhelm III. und dem grösten Minister Englands, Canning, ihre Vollendung fand, jener Politik, welche dem englischen Staat die Stellung einer „puissance modératrice“ gegen die Uebermacht einzelner kontinentaler Staaten zu geben versuchte. Zum ersten Male tritt diese Empfindung von der Aufgabe Englands in das Bewusstsein seiner Staatsmänner.

Nicht zu leugnen freilich ist, dasz neben den höheren Interessen auch die allerpersönlichsten Rücksichten ins Spiel kamen, oft selbst den Ausschlag gaben. Und das kann nicht Wunder nehmen bei einem jungen, leidenschaftlichen, eigensinnigen Könige, der auf dem Wege war seinen Willen als das alleinige Gesetz zur Geltung zu bringen. Die Früchte davon konnten nicht ausbleiben; es waren zeitweilige Isoliertheit und Bedrohung durch die früher befreundeten Mächte. Der gröste Schade indessen, welchen die Hintansetzung der Interessen des Staates gegen die persönlichen Rücksichten des Königs mit sich führte, war, dasz man nicht nur nicht die Vortheile ausbeuten konnte, welche eine regelrechte und konsequente Politik in Aussicht stellte, sondern dasz selbst die Früchte früherer Anstrengungen öfters darüber verloren giengen. Der Tadel trifft übrigens den König ganz allein und nicht etwa seine Minister, die stets bemüht waren, was Heinrichs Leidenschaftlichkeit verdorben hatte, wieder gut zu machen und ihn, so weit er der Belehrung zugänglich war, eines Bessern zu belehren. Das Verdienst eines Wolsey, Thomas Cromwell, Cramner u. a. ist es auch hauptsächlich, wenn, trotz aller Abschweifungen, im groszen und ganzen die englische Politik einen richtigen Weg verfolgte.

Wir übergehen die ersten Regierungsjahre Heinrichs VIII., die wenig Interesse darbieten, den ersten Krieg mit Frankreich, der mehr aus einem dunklen, sich selbst unklaren Unternehmungsdrange des Königs hervorgieng, die Verträge mit Spanien, mit Frankreich und den Niederlanden und eilen jener Zeit zu, da durch die Kaiserwahl Karls von Kastilien ein neuer Zündstoff zu den vielen andern, die schon in Europa aufgehäuft lagen, hinzugehan wurde. Denn von dieser Zeit an ward England immer stärker gezwungen, bei den stets verwickelter werdenden Zuständen des Kontinents, sein Interesse in freier thätiger Mitwirkung wahrzunehmen, die Stellung zu gewinnen und auszubeuten, zu welcher es seine innere Stärke befähigte und berief. Während der langen Regierung Karls V. herrschte in ganz Europa mit kurzen Unterbrechungen wilder Krieg, der mit um so grözzerer Anstrengung und Zähigkeit geführt ward, je wichtiger die Interessen waren, die man durch denselben zur Geltung zu bringen sich bemühte.

Es ist eine gewaltige, titanische Zeit, diese erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Allerorten das Suchen und Drängen nach einer bessern Ordnung, nach neuen Bahnen für politischen, wie religiös-geistigen Fortschritt, Kampf der alten absterbenden und doch durch Jahrhunderte groszer Leistungen und Erfolge ehrwürdigen Ordnung gegen die neue, im Bewusstsein ihrer Berechtigung mit aller Kraft Geltung suchende; hier Sieg der rein geistigen Gewalten, dort vergeblicher Kampf um eine bessere politische Gestaltung, der zuletzt die streitenden Gewalten in sich selbst ermattet zusammenbrechen lässt, ohne dasz das erstrebte Ziel weder von der einen noch von der andern Seite erreicht wird. Dazu der Kampf der christlichen Mächte unter sich und die widersinnige Verbindung einzelner derselben gegen den gemeinsamen Feind aller, der mit furchtbarer Gewalt anstürmend sie alle zu vernichten droht, aber trotz der innern wilden Wirren, der Gährung und Zerrissenheit zurückgewiesen wird, zum besten Zeugnis der tüchtigen

innern Lebenskraft Europas. Alles aber musz dazu dienen doch endlich ein glänzendes Resultat aus diesem wogenden und wilden Durcheinander der ringenden Kräfte heraufzuführen: das Prinzip der Freiheit des Denkens zugleich mit dem Erwachen des Gewissens.

Nur eine Parallele kennt die Geschichte in dieser Beziehung in der groszen Zeit der jüdischen Propheten.

Natürlich, dasz eine solche Epoche auch eine Menge hervorragender Männer auf den Schauplatz rief, und schon die gleichzeitigen Erscheinungen eines Luther und seiner Anhänger und Gegner, eines Friedrich des Weisen, eines Karl V., Franz I., Soliman und eine Menge tüchtiger Kräfte zweiten Ranges auf dem religiösen wie dem politischen Gebiete beweisen die gewaltige Grösze jenes Zeitalters.

Der vortreffliche Dahlmann macht in seiner Geschichte der englischen Revolution darauf aufmerksam, von welcher Bedeutung es war, dasz auf den ersten Thronen Europas damals, als Karl V. römischer Kaiser war, unternehmende, ehrgeizige und ungestüme Herrscher saszen<sup>1)</sup>, die in der Kraft der Jugend und des beginnenden Mannesalters fast mit Leidenschaft in die Ereignisse hineingriffen, und die eine lange Dauer ihrer Regierung und Konsequenz in der Durchführung ihrer Systeme versprochen, Systeme, die einander feindlich und oft direkt entgegengesetzt dauernde und hartnäckige Bekämpfung herauführen musten.

Nach der Wahl Karls zum Kaiser konnte es mit dem Ausbruche eines Krieges zunächst zwischen den beiden Hauptmächten der Christenheit, Frankreich und Habsburg, nicht lange anstehn. Das mächtige, durch seine Einheit starke Frankreich sah sich rings bedroht von Mächten, die vereinzelt wenig gefährlich, in ihrer Vereinigung, durch einen Willen geleitet, die grösste Besorgnis einflöszen musten. Franz war zunächst in dem durch die Schlacht bei Maregnano erkämpften Besitz Mailands gefährdet; denn so wenig er Maximilian zu fürchten gehabt hatte, der, allein auf das Reich angewiesen, dort keine Unterstützung fand und in ewiger Geldverlegenheit, wo immer, — auch bei Heinrich VIII. — Anleihen machen musste, die doch nie zu groszen Unternehmungen ausreichten, so gewiss wuste er, dasz der auf ganz andern Mitteln fuszende Karl das kaiserliche Recht der Oberlehnsherrlichkeit über Mailand in Anspruch nehmen würde. Franz aber hatte bis dahin nie für nötig befunden sich mit dem durch das Schwert gewonnenen Besitze belehnen zu lassen. Und wie diese Verhältnisse einen Kampf unvermeidlich machten, so lag in den Persönlichkeiten der beiden Herrscher die sichere Garantie einer Aufnahme und langen Dauer desselben. Franz I., der seine Jugend mit ritterlichen Spielen, Reiten und Jagen hingebracht hatte, wenig unterrichtet und ohne grosze politische Bildung, verschwenderisch und prachtliebend, dabei aber ehrgeizig, kühn und tapfer und in jugendlich übermütiger Weise gern alles auf die Spitze des Schwertes stellend, war nicht gewillt sich seinen mailändischen Raub wieder nehmen zu lassen. Denn so wenig direkten Vortheil ihm auch der Besitz von Mailand brachte, so wichtig war diese Position um dem habsburgischen Einfluss in Italien das Gegengewicht halten zu können.

Karl V., noch nicht zwanzig Jahre alt, in dem Augenblicke als die aufrührerischen Städte Spaniens, mit deren Hilfe früher die Macht des hohen Adels gebrochen war, zu seinen Füszen lagen, zum Kaiser gewählt, Herrscher in Spanien, in Sicilien und Neapel, in Burgund, und jetzt im Besitz der Kaiserwürde, deren ideale Macht herzustellen und zu realisieren seinem Ehrgeize ein würdiges Ziel erschien — wie sich denn Karl nie anders betrachtete als den Oberherrn der Christenheit<sup>2)</sup> — vereinigte in seiner Hand zwar zersplitterte Kräfte, die aber durch eine gehörige Benutzung, geschickte Kombination und kräftige Leitung zu einer unwiderstehlichen Machtstellung des Kaisers ausgebeutet werden konnten. Und Karl verstand diese Ausbeutung. Nicht ohne ritterliche Tugenden, ja selbst Lust am Kriege, stellte er doch schon in der Blüte der Jugend die Entscheidung lieber in die häufig betrügerische Politik und Diplomatie, als den offenen Kampf; „wie Zeit und Umstände forderten, gab man an seinem Hofe die Versprechungen“<sup>3)</sup> nicht ohne den Rückhalt ihnen zu gelegener Zeit entgegen zu handeln. Von je her nahm er lebhaften Antheil an den Verhandlungen seiner Minister, und nicht lange, so leitete er sie vollständig. Stets ehe er zu den Waffen griff, suchte er seine Gegner durch List und Täuschung und Intriguen zu schwächen, Mittel, die er nur zu sehr mit Erfolg anzuwenden verstand. So in seiner Persönlichkeit, in seinem Leben, in seinen Anschauungen, das Gegentheil von Franz, war er nicht weniger als dieser ehrgeizig und habgierig, und entschlossen alle seine Ansprüche zur Geltung zur bringen.

Man sah den Kampf voraus und schaute sich nach Verbündeten um. Beider Blicke fielen zunächst auf den Papst und auf England. Hier waren die traditionellen Beziehungen zu Spanien noch zu lebhaft

<sup>1)</sup> Karl V. geb. 1500, König in Spanien 1516, Kaiser 1519—56. Franz I. geb. 1494, 1515—47. Soliman geb. 1496, 1520—66. Heinrich VIII. geb. 1491, 1509—47.

<sup>2)</sup> So bezeichnete man selbst die Kriege mit Frankreich am spanischen Hofe als *bella intestina*. — Notiz bei Ranke. Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Reform. B. 5.

<sup>3)</sup> Ranke a. d. o. o.

— Heinrichs Gattin war ja die Tante des Kaisers — als dasz zunächst an einen Wechsel der Politik zu denken gewesen wäre. Trotzdem sehen wir Heinrich, oder vielmehr seinen Minister Wolsey, eine Zeit lang schwanken, und es scheint, als sei man sich nicht recht klar gewesen über die Stellung, die man zu nehmen habe; vielleicht auch, dasz man, von vorn herein entschlossen auf Karls Seite zu treten, diesem durch den Schein zweifelhaften Schwankens grözere Vortheile abzurufen suchte. Franz hatte sich beeilt mit Wolsey in Verbindung zu treten und glaubte ihn schon völlig für sich gewonnen zu haben, als Karl auf seiner Reise nach Deutschland am 26. Mai in Dover landete und sich vier Tage bei Heinrich aufhielt. Da wurden Franzens Anerbietungen an Wolsey überboten, denn Karl versprach ihm ein Jahrgeld von 7000 Dukaten, gab ihm das Bistum Bajadoz und schmeichelte seinem Ehrgeiz durch die Aussicht auf die päpstliche Krone: der Kardinal ward des Kaisers Verbündeter. Nichts desto weniger erfolgte bald darauf (7.—24. Juni 1520), die Zusammenkunft des englischen und französischen Königs bei Guisnes in dem prächtigen Goldlager (camp du drap d'or), wo Heinrich in der Ueberschätzung seiner Machtstellung die stolze Devise an seinem Zelte zeigte: Cui adhaereo praeest. Die beiden Monarchen schwuren sich hier ewige Freundschaft, die auch bis zum 10. Juli desselben Jahres dauerte, da Heinrich den Kaiser in Gravelingen besuchte und ohne grosze Mühe wieder auf seine Seite gebracht ward. Dann wurden in Calais neue Verträge verabredet, und hier begann im folgenden Jahre (4. Aug. 21) ein Kongress, der noch entscheidender zu Karls Gunsten ausfiel. In dem londoner Traktat von 1518 hatte sich Heinrich verbindlich gemacht den Kaiser, so wie den König von Spanien in ihrem Besitze schützen zu helfen. Das war, wie so viele andere, ein ganz nichtssagendes Versprechen; allein man berief sich jetzt darauf, und Franz war so thöricht die Vermittelung in seinen Streitigkeiten mit dem Kaiser (1. Juli 21) Heinrich zu übertragen. Mochte er es auch nur thun um Wolsey zu schmeicheln, so gab er doch damit nur noch bessere Gelegenheit unter dem Scheine des Rechtes gegen ihn aufzutreten, sobald er sich dem Schiedsrichterspruche nicht unterwarf, und das konnte er nimmermehr, wenn, wie es geschah, die Forderungen des kaiserlichen Kanzlers Gattinara gebilligt wurden.

Wolsey erklärte, Franz sei der angreifende Theil gewesen<sup>1)</sup>, und es erfolgte das Offensivbündnis von Brügge<sup>2)</sup> im August 1521. Denn noch erkannte man nicht die Gefahr für Europa, welche die Macht Karls heraufführen musste, noch erschien der Beherrscher so zerstreuter Territorien der einheitlichen Kraft Frankreichs kaum gewachsen, und der Besitz der Kaiserkrone war nach dem Vorgange der letzten Inhaber derselben wol mit Glanz, aber eher mit Schwäche als mit Macht verbunden<sup>3)</sup>. Darum war es natürlich, dasz die alte Rivalität Englands mit Frankreich einstweilen den Ausschlag für die Stellung des ersteren gab.

Kaiser Karl aber erhielt durch das Bündnis eine nicht geringe Unterstützung, denn Heinrich sollte mit 40,000 M. in die Picardie einfallen. Karl verlobte sich der jungen Tochter Heinrichs, Prinzessin Marie. Als er auf der Rückreise nach Spanien wieder in England vorkehrte, erneuerte er den Vertrag, übernahm für die Dauer des Krieges die Zahlung der jährlichen Pension, welche sein Verbündeter von Frankreich zu beziehen hatte und sicherte Wolsey eine Schenkung von 9000 Sonnenkronen und 2500 Dukaten jährlicher Pension zu. Heinrichs jugendlich stolzer Plan war die Krone von Frankreich für sein Haupt zu erkämpfen, Papst Leo und der Kaiser nährten diesen hochtrabenden Gedanken um den König desto sicherer zu fesseln, und endlich trat dieser nach der Schlacht bei Pavia ganz offen damit hervor: die Krone des gefangenen Franz gebühre ihm, man dürfe jenen nicht wieder einsetzen; er stellte dem Kaiser vor, dasz er einst als Gemahl der Prinzessin Marie die Kronen von England und Frankreich erben würde, wodurch fast das ganze christliche Europa in eine Gesamtmonarchie gebracht wäre<sup>4)</sup>. Karl aber war zu klug um auch nur einen Augenblick auf die Verrücktheit und Gefahr, die in einem so glänzend aussehenden Plane lag, einzugehen. Auch bedurfte er nach den letzten Ereignissen in seiner ungeheuren Machtstellung der Hilfe des englischen Königs nicht mehr, und so wies er, obgleich er wusste, dasz inzwischen englischerseits schon Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft seien, und einen Bruch mit England voraussehend, die Anträge Heinrichs kalt zurück. Die Kränkung die in dieser Zurückweisung lag, war keineswegs der Grund des bald erfolgenden Bruches, obwol sie denselben beschleunigt

<sup>1)</sup> Ranke II. 210. Namentlich beschleunigte die Kundwerdung jenes bekannten Briefes Franzens an den Grafen Carpi (Papiers d'état du Cardinal de Granvella I. 116) das Bündnis noch mehr. — Statepapers I. 27 ff. 52 u. 107.

<sup>2)</sup> Reumont: Cardinale Wolsey e la Santa sede. — Il congresso tenuto nell' agosto del 1521 a Bruggia dove il cardinale d'York trovassi qual plenipotenziario d'Arrigo VIII. diede alla politica inglese quella dirizione, la quale fondata nell' antipatia che il re senti sempre per la Francia (naturalmente nemico de Francesi) e continuando sino al momento in cui si cominciò a temere della soverchia preponderanza dell' Imperatore, a questo prestò validissimo sostegno nella rivalità col re francese.

<sup>3)</sup> Heinrich VIII. hatte sich selbst um die Kaiserkrone beworben; aber sein Gesandter Tunstal berichtete ihm: I think the said Election off your Grace to th' empire cannot be brogth aboute by no means — — but the Crown of England is an Empire off hitself mych bettyr than now the Empire of Rome. Ellis I, 136 ff.

<sup>4)</sup> Ranke II. 255.

haben mag. Heinrich selbst hatte damals auf die Richtung der englischen Politik noch wenig oder gar keinen Einfluß, denn er stand unter dem Willen des Kardinals<sup>1)</sup>, und dieser war ein zu gewiegter Staatsmann, als dasz er an die mögliche Durchführung jenes Planes hätte glauben und dafür arbeiten können. Schon vor der entscheidenden Katastrophe in Italien hatte er, um sich für alle Fälle zu sichern, oder weil ihn schon während des Krieges die wachsende Macht des Kaisers mit Besorgnis erfüllt hatte, geheime Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft.

Uebrigens war Wolsey während der Zeit des Bündnisses äusserst thätig für den Kaiser gewesen. Clerk, Bischof von Bath, und Pace — uomo molto adoperato negli affari politici del tempo — arbeiteten bei Papst Adrian VI., dem früheren Lehrer Karls (gewählt am 9. Januar 1522), eifrig für ein Bündnis, freilich erfolglos, denn jener zeigte sich „als wäre er ein geborner Pariser.“ Ebenso erfolglos blieben die Bemühungen Venedig und Papst Clemens VII. zu gewinnen, der ganz und gar zu Frankreich neigte. In der betreffenden Instruktion für den Bischof von Bath<sup>2)</sup> weist Wolsey darauf hin, welche Fortschritte bereits das Luthertum in Deutschland gemacht habe, dasz es auch in Frankreich, Spanien, Flandern, Dänemark, Schottland und selbst in verschiedenen Theilen von England sich Bahn zu brechen drohe<sup>3)</sup>. Wenn der Papst sich noch gegen Franz erkläre, so müsse dieser einzige Störer des Friedens sich ruhig halten; erobere er dagegen Mailand und Neapel, so könne der Kaiser nicht eher ruhen, bis er sich wieder in Besitz dieser Länder gesetzt habe, und Heinrich müsse ihn dabei unterstützen. Dann aber habe sich der Papst als den Urheber des Krieges anzusehen. Von Mailand und Neapel aus bedrohe Franz ganz Italien, seine Heiligkeit sitze dann inter Scyllam und Charybdim (was freilich nicht minder der Fall sein mußte, wenn Karl jene Territorien inne hatte) und jener würde „use his holiness as a chaplain.“ Clemens thue nicht wol die Freundschaft zweier solcher Fürsten, wie Karl und Heinrich, zurückzuweisen. (what it were to cast away two such friends).

Nun aber, nach der Schlacht bei Pavia, änderte sich plötzlich die bisherige Stellung der Parteien völlig. Man sagt gewöhnlich, Wolsey habe mit dem Kaiser gebrochen, weil dieser weder die versprochenen Jahrgelder regelmäszig auszahlte, noch ihm zu der ersehnten Tiara verhalf. Karl und Katharina warfen das dem Kardinal selbst vor. Allein der wahre Grund lag in der gefahrdrohenden Uebermacht des Kaisers, welche des groszen Politikers scharfer Blick richtig erkannte<sup>4)</sup>. England hätte das Wachsen der Macht Karls ruhig ansehen können; hätte es selbst Vortheile dabei errungen, hätte es durch die Vereinigung der englischen und französischen Krone oder auch nur durch Besitzergreifung mehrerer wesentlicher, fester Positionen auf dem Kontinent in sich selbst die Kraft eines starken Widerstandes gegen die habsburgische Macht tragen können. Nun aber zeigte schon die kalte Zurückweisung der Vorschläge Heinrichs durch Karl, wie grosz das Gefühl der Uebermacht in diesem selbst schon geworden war, und nun lag es in dem eigensten Interesse, wenn England das wichtigste Bollwerk gegen dieselbe, Frankreich, mit allen Mitteln zu kräftigen und zu unterstützen suchte. Immerhin mögen persönliche Rücksichten mitwirkend ins Spiel gekommen sein, maszgebend waren sie keinesfalls. Auch war Karl in der That für Wolsey zur Erreichung seines höchsten Wunsches thätig gewesen. Der Unwille des Königs aber über die ihm widerfahrne Vernachlässigung, wozu noch kam, dasz Karl damals schon eine Verlobung mit Donna Isabella von Portugal einleitete, würde wenig in Betracht gekommen sein, hätte der Kardinal eine Fortdauer der Alliance mit dem Kaiser für gut befunden.

## I.

### England im Kampfe gegen die Uebermacht des Hauses Burgund.

Fast ganz Europa trat zusammen in eine grosze Koalition gegen den gewaltigen Kaiser, der noch nicht im Zenith seines Glückes und seiner Grösze stand. Zum Mittelpunkte derselben machte sich Papst Clemens VII., dem freilich die Gefahr am nächsten war vom Norden und Süden Italiens her in der Uebermacht seines Gegners erstickt zu werden. England schloz zunächst mit Frankreich ein Defensiv-

<sup>1)</sup> . . . che era manifestissimo a ciascuno, que la volontà del re senza l'approvazione di Eboracense fosse di niuno momento, e per contrario fosse validissimo tutto quello che Eboracense solo deliberasse. (Guicciardini).

<sup>2)</sup> Galt XVIII.

<sup>3)</sup> Das war keine leere Drohung, denn in der eigenen groszen Stiftung Wolseys, Christ College zu Oxford, bildete sich bald darauf (1527) ein Verein von Anhängern des Luthertums. Fiddes: Life of Wolsey 416.

<sup>4)</sup> La politica da Arrigo VIII. seguita, era la sola che fosse ragionevole e consentita dalle condizioni dell' Inghilterra, la quale non poteva desiderare l'annientamento della Francia, trovando all' incontro la garanzia della propria autorità ed indipendenza politica nel ristabilimento dell' equilibrio sul continente che ella stessa aveva contribuito a far pericolare. (Reumont.)

bündnis zu Moore 30. Aug. 1525, wornach Heinrich für die Befreiung des Königs Franz Sorge tragen soll, er eine Pension von 95,000 Kronen für 20 Jahre, Wolsey ein Geschenk von 100,000 bekommt; Frankreich erreichte dadurch wenigstens den groszen Vortheil einen Feind, der ihm sehr gefährlich werden konnte, vorläufig unschädlich gemacht zu haben. Aber die Ereignisse der nächsten Zeit drängten England weiter zu einem thätigeren Eingreifen. In die am 22. Mai 1526 geschlossene Ligue von Cognac zwar trat es noch nicht ein, war aber äusserst thätig dieselbe mit zu stande zu bringen<sup>1)</sup>, so dasz Wolsey mit einer albernen Schmeichelei, die sein aufgeblasener König so gern hören mochte, diesen sogar den Stifter der Ligue nannte<sup>2)</sup>. Uebrigens suchte man Heinrich auf alle Weise zu gewinnen und bediente sich dabei seiner schwächsten Seiten, seines Stolzes und seiner Habsucht; man wollte ihn zum Protektor der Ligue ernennen, stellte ihm ein neapolitanisches Fürstentum mit 30000 Dukaten jährlicher Einkünfte, Wolsey ein solches mit 10000 Dukaten in Aussicht<sup>3)</sup>; allein er überlegte die Sache mit seinen Räten und „man beschloz most prudently (was freilich geleugnet werden dürfte) dasz er da nicht Partei sein solle, wo er Richter sein könne“. Auch wurden einstweilen die Verhandlungen mit dem Kaiser, um ihn zu täuschen noch fortgesetzt; doch war dieser hinlänglich von dem unterrichtet, was in London im Werke, war. Hier wartete man nur auf die Freilassung Franzens, um sich mit diesem weiter zu verständigen. Es folgte der Madrider Friede, der die Garantie eines neuen Krieges in sich trug; denn Karl war so thöricht den Feind aus seiner Gewalt zu entlassen unter Bedingungen, die derselbe unmöglich erfüllen konnte und keinen Augenblick zu erfüllen beabsichtigte, obgleich er seine Söhne als Geiseln zurücklassen musste. Und nun schloz sich England offen an Frankreich an, das, wenn es Karls Bedingungen zur Ausführung bringen wollte, hätte unschädlich und eine Macht zweiten Ranges werden müssen. Im Vertrage zu Westminster (30. April 1527) entsagt Heinrich allen Ansprüchen auf Frankreich gegen eine jährliche Pension von 50000 Kronen<sup>4)</sup>; Franz, oder sein zweiter Sohn, heiratet Prinzessin Marie; gibt Karl die französischen Prinzen nicht unter billigen Bedingungen frei und zahlt er die England schuldigen Summen nicht, so will man in die Niederlande mit einem Heere von 30000 M. zu Fusz und 1500 Rossen einfallen, das von einer Flotte von 15000 M. noch unterstützt werden soll.

Da plötzlich erscholl die alle Gemüter betäubende Kunde durch Europa: Rom ist erobert, der Papst in der Gewalt der Kaiserlichen. In der That, ein so groszes, überraschendes Ereignis, dasz der Kaiser selbst davor erschrak. Zwei der mächtigsten Gegner bekam Karl binnen zwei Jahren in seine Hände, seine Macht schien unermesslich, unwiderstehlich ganz Europa überströmen zu wollen. Eine rasche Einigung der beiden Fürsten, die augenblicklich allein noch in der Lage waren dieser drohenden Ueberflutung sich entgegenstemmen zu können, war gebieterische Nothwendigkeit. „Den offen auf eine Universalmonarchie gerichteten Plänen Kaiser Karls V. entgegenzutreten, gemeinschaftlich für hinlängliche Sicherung des Papstes gegen die Praktiken des Kaisers Sorge zu tragen“<sup>5)</sup>, das war der Gesichtspunkt, unter dem am 29. Mai zu Westminster und am 18. August 27 zu Amiens, wo Wolsey selbst mit Franz zusammen traf, die früheren Verträge erneuert und erweitert wurden. Jetzt beschloz man, statt der Unternehmung gegen die Niederlande, ein Heer von 31000 M. nach Italien zu schicken, Heinrich will monatlich 32222 Sonnenkronen Subsidien zahlen, wofür er nach der Eroberung Mailands durch eine diesem aufzulegende Pension entschädigt zu werden hoffte. Die Forderungen, die er an den Kaiser stellte, lauteten bis auf den letzten Punkt: „Befreiung und Schadloshaltung des Papstes“, — sonderbar genug, — Bezahlung alter Schulden, auch der rückständigen Summe der Pension, die Karl während des Krieges mit Frankreich an Heinrich zu zahlen versprochen hatte, und Entschädigung von 500,000 Dukaten wegen gebrochenen Eheversprechens (Prinzessin Marie).

Wolsey war in dem nun ausbrechenden Kriege hauptsächlich bemüht die Kräfte Italiens gegen den Kaiser zu vereinigen, allein vergeblich. Der Papst, der indes seine Freiheit wiedererlangt hatte, — Karl hatte ihn aus Rücksicht auf seine eigenen, namentlich die spanischen Unterthanen freilassen müssen — beharrte in seiner Neutralität; denn wenn er auch fürchtete, dasz der Kaiser in Besitz von Neapel und Mailand „omnium rerum semper dominus“ sein würde, so hatte ja Frankreich keine andere Absichten als eben diese Länder als Stützpunkte seiner eigenen Macht in Italien zu erobern. Nicht einmal die Zurückgabe von Cervia und Ravenna, das die Venetianer dem Papste vorenthielten, konnten die Drohungen

<sup>1)</sup> Fiddes 380. Statepapers I. 164.

<sup>2)</sup> Statepapers I. 180.

<sup>3)</sup> Lord Herbert of Cherbury: the life and Reigne of King Henry the Eight. London edit. 1649. Pag. 198.

<sup>4)</sup> So faszte Heinrich die Pension auf: I cannot nor may not suffer him (the emperor) to bear down and destroy the Realme of France, which is our true Inheritance, and for which our Brother and Ally, the French King, payes us yearly a great Pension and Tribute, whereof we, of Justice and equity, must maintain that Land, out of which we have so faire a Rente and such a Profit. — Herbert 195.

<sup>5)</sup> Statepapers VII. 117. Instruction für Bryan im Decemb. 28.

Heinrichs Venedig in Verbindung mit Franz angreifen zu wollen, erlangen<sup>1)</sup>. Eben damals im Sommer 1528, war Andreas Doria von Frankreich abgefallen, und das war ein ungeheurer Verlust; denn Doria folgte ganz Genua und eine bedeutende Seemacht. Wolsey liesz ihm vorstellen, dasz der Kaiser nach dem Besitz von ganz Italien strebe, versprach ihm den erblichen Besitz von Savona, wenn er wieder umkehre; allein Doria blieb dem neuen Herrn getreu<sup>2)</sup>. Selbst den Kaiser absetzen, einen neuen wählen zu lassen, suchte der Kardinal den Papst zu überreden; als ob man sich im Reich noch wie ehemals in den traurigsten Zeiten die Absetzung und Neuwahl des Oberhauptes von Rom aus hätte dekretieren lassen!<sup>3)</sup>

Sehr klug hatte Clemens gehandelt, dasz er sich, obgleich öfters schwankend, doch im ganzen neutral verhielt; denn alle Anstrengungen hatten nicht vermocht den Kaiser von der Höhe seiner Macht zu werfen, seine Gegner mussten ihm im Damenfrieden von Cambray 3. Aug. 1529 die Herrschaft über Italien und den beanspruchten Schutz des Papstes gewähren. Heinrich so wenig wie Franz hatten Vortheile errungen, und ersterer musste noch obenein eine bittere Kränkung hinnehmen; denn nicht nur, dasz er von seinem „perpetuel allié“ nicht zu den Friedenskonferenzen zugezogen ward, er ward noch kaum in dem Friedensinstrument erwähnt; man warf ihn abermals zur Seite, da man ihn nicht mehr brauchte, und stellte ihm nur einfach frei dem geschlossenen Frieden beizutreten.

Trotzdem aber ward er jetzt mehr als je auf Frankreichs Seite gedrängt, denn der Grund des eben beendeten Krieges war mit dem Frieden nicht geschwunden; der Kaiser stand noch in derselben Machtfülle, wenn nicht in grözzerer da, als vorher. Dazu kam noch, dasz indes ein Ereignis eifrigst vorbereitet ward, das Heinrich schroffer als je dem Kaiser gegenüberstellen musste, das den Wendepunkt in des Königs Geschichte bildet und für ganz England, von so folgenschwerer Bedeutung ward, nemlich die Scheidung von Katharine, der Tante des Kaisers. Es kann nicht die Absicht sein hier näher auf diese bekannte Angelegenheit einzugehen, darzustellen welchen Umschwung der Dinge sie im Innern Englands herbeiführte, noch weniger welche niedrigen Motive dabei wirkten, welche gehässige Intrigue dabei gespielt ward; sie ist zu unerfreulich und offenbart zu sehr die gemeinsten Seiten der menschlichen Natur, als dasz wir dabei verweilen sollten. Doch müssen wir dieselbe in so weit erörtern, als sie für die auswärtige Politik Englands von Bedeutung ward.

Jedermann weisz, wie der König plötzlich von glühender sinnlicher Liebe zu der schönen koketten Anna Boleyn ergriffen ward, die sich aber weigerte seine Mätresse zu werden, und als den Preis ihrer Gunst den Rang einer Königin von England forderte. Das war indessen nicht anders möglich als nach einer Scheidung Heinrichs von Katharine; und so ward er denn plötzlich traurig und tief sinnig und hatte Gewissenskrupel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit der Wittve seines Bruders, trotz päpstlicher Dispensation. Nun galt es das Unrecht einer Scheidung zu Recht zu stempeln durch richterliche Entscheidung, und die sollte und konnte nur der Papst geben. Es war an sich ein eigenes Ansinnen an diesen die Bestimmungen seines Vorgängers als widerrechtlich bezeichnen zu sollen. Dazu traten andere praktischere Rücksichten hindernd in den Weg. Der Papst befand sich gerade damals, als die Sache zuerst in Anregung kam, ganz in der Gewalt des Kaisers, und dieser war bei der Nachricht über dieselbe höchst entrüstet, faszte eine Scheidung als Beschimpfung seines Hauses auf. Schon bei dem Vertrage mit Frankreich hatte deshalb Heinrich ausgemacht, dasz man während der Gefangenschaft des heiligen Vaters kein von diesem erlassenes Edikt als rechtsgiltig anerkennen wolle. Der Versuch aber ihn aus der Abhängigkeit vom Kaiser zu befreien war gescheitert; und doch wollte Heinrich in seiner „groszen Angelegenheit“ nicht länger Verzug dulden. Der gedrängte Papst geriet in die unangenehmste Lage; er mochte sich den „defensor fidei“ nicht zum Feinde machen, und fürchtete wiederum, eine Entscheidung zu dessen Gunsten würde „materia novae captivitatis“ für ihn sein<sup>4)</sup>; er versuchte Zeit zu gewinnen und beide Parteien hinzuhalten, bis endlich dem König die Geduld risz und die tetra libido alle Rücksichten niederwarf. Schon hatte sie ein anderes wichtiges Ereignis heraufgeführt, den Sturz des groszen Diplomaten Wolsey. Diesem war anfangs der Wunsch seines Königs sich von Katharina zu trennen sehr gelegen gewesen; allein er hatte gehofft, derselbe würde eine französische Prinzessin wählen; Anna sollte Lord Percy heiraten. Als er des Königs rasende Leidenschaft für diese erkannte und einsah, dasz er nicht davon zurückzubringen sei, suchte er zwar den Papst für die Scheidung zu

<sup>1)</sup> Statepapers VII., 97. Der Papst hatte versprochen, wenn ihm durch Vermittlung Heinrichs jene Städte zurückgegeben würden, den Kardinal Campeggi mit ausgedehnten Vollmachten über die Ehescheidung des Königs nach England schicken zu wollen. Ranke III., 108.

<sup>2)</sup> Statepapers VII., 98.

<sup>3)</sup> Uebrigens hatte auch Karl versucht Heinrich in seinem eigenen Lande anzugreifen, indem er sich mit dem Earl von Desmond, der sich im Aufstand gegen den König befand, in Verbindung setzte. Stpprs. VIII., 186. Doch fehlen über die Sache genauere Nachrichten, und sie scheint überhaupt ohne grosze Bedeutung gewesen zu sein.

<sup>4)</sup> Ranke III. 107. A: 3.

gewinnen<sup>1)</sup>, stiesz aber auf harten Widerstand und geriet nun zwischen dem König und seinem Gewissen ins Gedränge, denn er war ein eifriger und aufrichtiger Anhänger des Papstes. Allein wie den Kaiser hatte er auch diesen bereits sich zum Feinde gemacht. Als Clemens nemlich anfangs 1529 erkrankt war, schrieb der Kardinal an Gardiner (7. Febr.), er solle alle Mittel aufbieten — nullis parcendo sumptibus, sollicitationibus sive laboribus — dasz, im Falle des Todes des heil. Vaters, er zu seinem Nachfolger erwählt würde; dem Papst aber liesz er sagen, er möge die Scheidung betreiben wie einer, der bald vor Gott Rechenschaft abzulegen habe. Allein Clemens genas und wuste es dem Kardinal wenig Dank, dasz er ihm solche Ratschläge gegeben und so eifrig sich um die Nachfolge auf dem Stuhle Petri bemüht hatte. Dem Könige aber hatte Wolsey versprochen die Scheidung durchsetzen zu wollen; in der That hatte er geglaubt „den Wunsch des Königs mit seinem eigenen Interesse und der Obedienz gegen den heiligen Stuhl verbinden, den Sturm, welchen er heranziehen sah, beschwichtigen zu können“. Heinrich aber sah, dasz er nicht ganz auf seiner Seite stand und schöpfte Verdacht. Es folgten die widerwärtigen Verhandlungen und Intriguen, als Kardinal Campeggi mit zweifelhaften Aufträgen vom Papste nach England kam, angeblich die hässliche Angelegenheit zu Ende zu bringen, in Wahrheit aber sie noch verwirrt zu machen und noch weiter hinauszuziehen. Vergeblich bemühte man sich die Einwilligung der Königin zu erlangen. Wolsey einsehend, dasz eine gütliche Abkunft unmöglich sei<sup>2)</sup> ward, wenn er nicht allen bisher von ihm befolgten Grundsätzen Hohn sprechen wollte, mehr und mehr auf die Seite des Papstes gedrängt. So zog er sich „cedendo alle sue voglie e ai suoi dubbj“ den ganzen Hasz des Königs zu, der von Anna noch eifrigst geschürt ward<sup>3)</sup>. Am 1. Octob. war Campeggi in Canterbury angelangt, bereits am 9ten ward der Prozess gegen Wolsey eröffnet, die Verurteilung des verhaszten Prälaten konnte nicht ausbleiben. Er überlebte seinen Sturz nicht lange, bereits am 30. Novbr. 1530 segnete er das Zeitliche. Da er auf solcher Höhe gestanden — denn er war der eigentliche König in England — so traf ihn der jähe Sturz um so furchtbarer, und er zeigte nicht viel weniger als vollste Verzweiflung, wenn er dem Papste selbst noch den Rat gab den König zu exkommunizieren. „Niemals stieg einer mit weniger Tugenden und fiel einer von solcher Höhe, dem man weniger hätte vorwerfen können“<sup>4)</sup>. Gewiss, so gerecht der Jubel war, mit dem ganz England den Sturz des Herrschers begrüßte, so wenig sind seine Richter zu rechtfertigen; schon seine Zeitgenossen, in deren heftigstem Hasse er ja stand, glaubten ihn „condemn'd by law, but by the rigor of it“.

Wolseys Nachfolger in der Gunst des Königs ward Thomas Cromwell, der, wie jener selbst von niedriger Herkunft, seiner tüchtigen geistigen Anlagen wegen von Wolsey emporgehoben war. Er war es, der Heinrich den Rat gab bei längerem Zögern des Papstes von diesem abzufallen, selbst Papst von England zu werden, um sich von allen unangenehmen Verpflichtungen entbinden zu können. Ins geheim aber war er ein eifriger Anhänger Luthers, und in der Lossagung des Königs vom Papste glaubte er den ersten Schritt zum Protestantismus sehen zu dürfen. Dieselben Motive lagen dem mit ihm wirkenden Cranmer vor, einem sonst trefflichen Manne, der sich aber in dieser ganzen Sache nicht sehr würdig benahm. Heinrich lauschte begierig dem Rate dieser Männer, der ihm nicht nur eine erwünschte Hinausführung seiner grossen Angelegenheit, sondern auch einen ungeheuren Machtzuwachs verhiesz.

Durch Drohungen im eigenen, Bestechungen in fremden Landen hatte er bereits ihm günstige Gutachten mehrerer Fakultäten erlangt; mit diesen trat er jetzt dem Papst gegenüber, (Januar 31) heftiger und trotziger als je. Fast scheint es, als habe er, mit lüsternem Auge auf den ihm vorgeschlagenen Ausweg blickend, es gern gesehen, wenn der Papst länger zögerte, und er dadurch einen Vorwand bekam sich von ihm loszusagen. Wenigstens ward seine Sprache gegen diesen immer dringender, immer unehrerbietiger, obwol er wuste, wie gern der Papst ihm gewillfahrt hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre. Die Vorladung nach Rom betrachtete er als Verhöhnung und Beschimpfung seiner königlichen Würde; er werde seine Gesandten aus Rom abberufen, antwortete er<sup>5)</sup>. Schon Ende 1530 hatte er er-

<sup>1)</sup> Reumont. — Sttpprs. VII., 102 ff.

<sup>2)</sup> Er erklärte später selbst, dasz es unmöglich sei den König zu leiten, sobald dieser von leidenschaftlicher Liebe ergriffen sei.

<sup>3)</sup> Anna war früher dem Kardinal gewogen; als sie aber merkte, dasz er ihre Ehe mit Heinrich zu hintertreiben suchte, warf sie um so heftigern Hasz auf ihn. — Ihre Briefe an Wolsey bei Ellis I., 1. c. u. bei Fiddes.

<sup>4)</sup> Es ist augenscheinlich, dasz das Verhalten Wolseys in der „grossen Angelegenheit“ nur die Veranlassung zu seinem Sturze ward, und der eigentliche Grund tiefer liegt. Herbert berichtet, dasz man den Kardinal hielt für capable of the Kings mercy, had he been either lesse rich, or more humble. Darin liegt der Kern der Sache. So schlau er auch dem Könige zu verbergen wuste, dasz er ihn beherrsche, so muste dieser doch allmählich erkennen, wie wenig er und wie viel sein Minister in seinem Staate gelte. Heinrich stand damals in den Jahren voller Manneskraft, wie hätte er, der eigenwillige, herrschsüchtige Despot ertragen sollen, dasz ein Unterthan mehr gelte, als er selbst? Dazu kam, dasz der Kardinal, der im Bewusstsein seiner Gewalt in seinen Dekreten schrieb „Ego et rex meus“, noch unendlich reich war, und schon längst mochte den König gelüftet haben nach diesen Schätzen, die nun wirklich durch die Verurteilung des Prälaten in seine Hände fielen.

<sup>5)</sup> Sttpprs. VII., 324. Neque enim convenire putamus illius. Nos aniam oratoribus ornare nostris atque maximis nostris sumptibus honorare, qui nobis inimicissima queque molitur.

klärt „er wolle lieber für einen ganzen Engländer gelten denn für einen englischen Papisten<sup>1)</sup>. Nun schrieb Norfolk, (Febr. 32) wenn der Papst wolle, dasz England ferner dem apostolischen Stuhle Ergebenheit zolle, so möge er wol die zu treffenden Maszregeln überlegen<sup>2)</sup>. Da endlich, während jener vom Kaiser gezwungen noch immer auf eine Verhandlung in Rom bestand, erklärte am 23. Mai 1533 Cranmer die Ehe des Königs mit Katharina für aufgelöst; fünf Tage später erfolgte die öffentliche Trauung mit Anna Boleyn (die geheime war schon länger vollzogen). Damit war der Bruch auch mit dem Papste vollendet.

Wie nun standen Kaiser und Papst zu dieser ganzen Angelegenheit? Seit dem Damenfrieden zeigte ersterer eine freundschaftliche Hinneigung zum englischen Könige, wie er denn überhaupt, den Berichten der englischen Gesandten zufolge, in jener Zeit daran gedacht zu haben scheint durch Milde, nicht durch Gewalt zu gewinnen. Allein dieser freundliche Anstrich hielt nicht lange Farbe, bald trat er mit gewohnter Gewalt und Entschiedenheit auf; auch Heinrich VIII. gegenüber trat wieder ein kühleres Verhältnis ein, sobald er eingesehen hatte, wie heftig und starrsinnig dieser seinen Willen durchzusetzen suchte. In der Ehescheidungssache hatte er von jeher gefordert, dasz ein förmlicher Prozess in Rom geführt werde, d. h. unter dem Einflusse seiner Allgewalt, wogegen sich Heinrich ernstlichst verwahrte<sup>3)</sup>. Der Papst suchte so lange, als möglich eine Entscheidung aufzuschieben, die, wie sie auch fallen mochte, für ihn nachtheilig werden musste; er suchte den Kaiser durch die Vorstellung zu schrecken, dasz eine Verurteilung Heinrichs einen engeren Anschluß desselben an Frankreich herbeiführen würde<sup>4)</sup>, während durch eine Aussöhnung mit ihm auch Franz zu Konzessionen bewogen werden möchte. Die englischen Drohungen, die so große Gefahren für die Herrschaft des heiligen Stuhles befürchten ließen, verfehlten des Eindrucks nicht. Allein ebenso drängend und drohend war der Wille des Kaisers. Im Bündnis von Bologna (24. Febr. 1533) ward nochmals festgesetzt, dasz der Prozess nirgends als in Rom geführt werden, das vor Kurzem in der Sache erlassene Breve aufrecht erhalten werden solle<sup>5)</sup>; den König Franz glaubte man, wenn nicht zur Parteinahme gegen Heinrich, so doch zur Neutralität bei den weiteren Maszregeln bewegen zu können. Noch mehr aber ward der Kaiser gereizt, als ihn Heinrich auf die plumpste Weise schmähslich beleidigte, indem er ihm, der die Sache stets als eine Ehrensache seines Hauses betrachtete, die empörende Anerbietung machte für seine Einwilligung in die Scheidung 300,000 Kronen zahlen, das Heiratsgut zurückerstatten und Katharina eine ansehnliche Pension geben zu wollen. Karl antwortete: „er sei kein Krämer und verkaufe seine Tante nicht; falle die Entscheidung des Papstes zu ihren Gunsten aus, so werde er dieselbe unterstützen mit allen Mitteln, die ihm Gott gegeben“<sup>6)</sup>. Graf Cifuentes und Rodrigo d'Avalos wurden nach Rom gesandt „pour obtenir prompte justice“ in dieser „cosa tan ynorme, fea y en todo extremo escandalosa“. Zugleich aber liesz er dem Papste vorstellen, dasz er nicht auf ganz England ein Interdikt legen dürfe, wovon er sich wenig Erfolg verspreche; vielmehr wünschte er, dasz dasselbe nur die Diöcese treffe, in welcher sich der König aufhalte, dasz man diesem die königlichen Rechte und Titel abspreche, und die Kinder, welche aus der Ehe mit Anna entspringen könnten, für illegitim erkläre. Denn ein allgemeines Interdikt würde den Handel zwischen Spanien, den Niederlanden und England behindern, und somit Karls Unterthanen selbst schaden<sup>7)</sup>. Allein man kam nicht recht vorwärts; der Papst, um sich nicht zu kompromittieren, wollte weder mit Interdikt noch Exkommunikation hervortreten, bis der Kaiser im Stande wäre denselben kräftigen Nachdruck zu geben<sup>8)</sup>,

<sup>1)</sup> Sttpprs. VII., 271. — — — thenne for the conservacion of our dignities and prerogatives royal, and where there is question or contencion bitwen those, rather to be taken and reputed entier Englishmen thenne Englishmen papisticale. An Benet und Carne, Gesandte beim Papste, 6. December 1530.

<sup>2)</sup> Mackintosh II., 171. — Sttpprs. VII., 199 ff.

<sup>3)</sup> Sttpprs. a. m. o.

<sup>4)</sup> Buchholz: Geschichte Kaiser Ferdinands I., IX., 105. Burgo an den Kardinal v. Trient: „Der Papst wünsche die Scheidungssache liegen zu lassen, wie sie liege, et video, quod sua Stas multum cuperet illam concordiam cum anglcis, et quod illa facta forte rex franciae inclinaret ad mellora consilia et abstineret a multis. 15. Februar 1532. Auch später entschuldigte Clemens sein Zögern mit diesen Rücksichten: ne si in causa Anglicana de jure procederet propter quam ab ecclesia alienata fuit Anglia, etiam Francia alienaretur. Buchholz IX., 123. 20. Dec. 33.

<sup>5)</sup> Papiers d'état: immo Stas sua faciet prosequi breve novissime super eo expeditum, illud non revocando aut suspendendo et omnes provisiones dabit quae de jure et aequitate debent sequi dictum breve et alteriorem exequationem ad prohibendum et impediendum dictam regis consuetudinem cum praedicta Anna. Et praedicta Stas sua non tractabit quidquid cum aliquo, quicumque sit, quod dare possit occasionem impediendi expeditionem causae praedictae etc. etc. Ich weisz nicht, was für ein Breve hier gemeint ist, die definitive Sentenz der päpstlichen Kurie erfolgte erst am 23. März 34; auch ergibt sich aus dem Folgenden, dasz eine Entscheidung in demselben noch nicht enthalten sein konnte; ich habe nirgend genaues darüber gefunden.

<sup>6)</sup> Papiers d'état.

<sup>7)</sup> Papiers d'état: Instruktion für jene Gesandten nach Rom; Mai 1533: Nous devons ajouter, que la publication de censures ou d'un interdit empêcherait nécessairement nos sujets d'Espagne et de Flandre d'entretenir des relations avec ceux d'Angleterre, ce qui serait par trop rigoureux.

<sup>8)</sup> Sttpprs. VII., 457.



wozu allerdings wenig Aussicht war; denn als nun endlich Clemens, all seinen Mut zusammennehmend, die schlieszliche Sentenz ergeben liesz, waren die Kaiserlichen freilich eifrigst darüber aus dieselbe drucken und verbreiten zu lassen<sup>1)</sup>, allein damit lieszen sie sich einstweilen auch genügen. Allmählich drehte sich die Sache völlig um. War der Papst anfangs gern auf die Scheidung eingegangen, weil sie die Interessen des Kaisers verletzte, so ward sie jetzt, seine eigensten Interessen berührend, ihm selbst und der Ausdehnung seiner Macht gefahrdrohend. Drängte ihn früher der Kaiser zur Entscheidung, so er jetzt diesen mit der Bitte um Beistand gegen den abgefallenen König; er wandte sich an Ferdinand, erhielt aber eine ausweichende Antwort<sup>2)</sup>, und als endlich Paul III., nachdem er seit drei Jahren damit gedroht, den Bannstrahl gegen Heinrich losschleuderte, ihn seiner Krone verlustig erklärte, seine Länder mit dem Interdikt belegte, ward England nicht nur nicht davon berührt, sondern die Veröffentlichung der Bulle ward in Frankreich und selbst in Deutschland untersagt. Denn als nun auch im Januar 1536 Königin Katharine gestorben war, fiel der nächste persönliche Grund der Feindschaft gegen Heinrich für den Kaiser hinweg, und wenn auch an Herstellung engerer Beziehungen noch nicht zu denken war, und letzterer es noch nicht aufgab später mit Gewalt einzuschreiten, so wollte er jetzt doch vermeiden durch feindselige Schritte gegen England dieses wieder zu engerem Anschlusz an Frankreich zu drängen<sup>3)</sup>. So geschah es, dasz der Vorwand, hinter dem sich früher der Papst gegen das Drängen des Kaisers versteckt hatte, jetzt gegen ihn selbst gebraucht ward. Uebrigens scheint Karl später noch die ganze Sache mehr als einen persönlichen Zwist des Königs und Papstes betrachtet zu haben, und mit Recht; nur dasz sich an diesen persönlichen Kampf Folgen von so allgemeiner Wichtigkeit knüpften, die man freilich beim Beginn desselben nicht voraussehen konnte. Auch konnte sich der Kaiser mit einer Umgestaltung der kirchlichen Verfassung, die von einem souveränen Könige ausgieng, weit eher versöhnen, als mit einer Reformation, die ihre Wurzeln in dem Kern des Volkes hatte, wie in Deutschland; giengen doch seine eigenen Bestrebungen auf eine Reform der kirchlichen Verfassung.

Freilich das englische Volk faszte jene ersten Schritte seines Königs anders auf. Es lag in demselben noch Zündstoff genug, der es für eine Reformation empfänglich machte; die Wickleffschen Ideen und Bewegungen waren noch nicht vergessen, und die deutsche Reformation begann auch schon in nicht geringer Weise Wurzel zu fassen. Schon Wolsey sprach darüber seine Befürchtungen aus<sup>4)</sup> und gerade der Streit, in den sich König Heinrich mit Luther einliesz, musste zur Verbreitung reformatorischer Ideen in England beitragen.

Heinrich sah, dasz ein Bruch mit Rom nicht auf einen unbesiegbaren Widerstand seines Volkes stossen werde, dieses begrüszte vielmehr denselben als ersten Schritt zur vollständigen Reformation. Er aber war trotz des Bruches und Abfalles von Rom ein guter Katholik<sup>5)</sup> und das Volk ward bitter enttäuscht, als es merkte, dasz es nun statt eines Papstes in Rom einen solchen in Whitehall habe, der um so furchtbarer die Geister tyrannisieren konnte, weil er zugleich die weltliche Macht besasz seinem Willen Ansehn zu verschaffen. So gewann das Volk anfangs nichts durch die neue Kirchenverfassung; erst unter den folgenden katholischen Königen, die zum Glück für Englands Freiheit den Absolutismus auf die Spitze trieben, gewann eine nationale Reformation festen Boden und Kraft, um in der Revolution des 17ten Jahrhunderts mit Allgewalt hervorzubrechen. Einstweilen aber schlug die kirchliche Neugestaltung hauptsächlich zu Gunsten des Absolutismus aus. Um zu verstehen, wie natürlich das war, braucht man nur einen vergleichenden Blick zu werfen auf die Stellung, welche die protestantischen Fürsten durch die Reformation in Deutschland erhielten. Hier war ja die Bewegung eine im eigensten Sinne volkstümliche, welche die Fürsten mitrisz und in ihnen ihre Gipfelung fand. Aber wie bildete sich schon dadurch dasz sie in die durch die Reformation doch fest normierte, neue kirchliche Verfassung als oberste Bischöfe eintraten, die territoriale Gewalt dieser nicht souveränen Fürsten aus; wie scharf machte sich trotz der volkstümlichen Reformation der gehässige Grundsatz geltend: *cujus regio ejus religio*; wie sehr ward selbst hier die Emanzipation des freien Denkens zur Hebung der fürstlichen Gewalt gebraucht! In England trat sofort der König selbst als Reformator an die Spitze, von ihm allein sollte die Neugestaltung

<sup>1)</sup> Sttpprs. VII., 555.

<sup>2)</sup> Buchholz IX., 15. Am 26. Juli 35 schrieb Paul III. an Ferdinand mit der Aufforderung, dasz er und der Kaiser ihm in seinen Massregeln gegen Heinrich von England beistehen möchten. Seine Ausdrücke zeigen die heftigste Erbitterung... *Henricum censurarum contemptorem, atque in illis ultra biennium insordescens, hereticum Schismaticum Adulterumque notorium, publicum homicidam et sacrilegum rebellem, et criminis laesae Majestatis multipliciter reum, proptereaque dicto Regno a Jure ipso privatum declarare intendamus.*

<sup>3)</sup> So spricht Sanchez schon in einem Briefe vom 25. August 35 die Meinung aus, der Papst sei von Franz gegen Heinrich gereizt, *quo rex postea metu coactus redeat in amicitiam regis Franciae, ejusque in Verba juret.* Bei Buchholz IX., 128.

<sup>4)</sup> In einem Briefe an den Bischof v. Bath. Galt: *life of cardinal Wolsey XVIII.*

<sup>5)</sup> Herbert 328. *Certe in reliqua vita ita se gessit ille Rex ut eum si aequiores et prudentiores Pontifices Nactus fuisset, sponte se subjecturum ipsorum potestati fuisse apparet.*

ausgehen, man kannte keine Emanzipation des Geistes, sondern nur eine Emanzipation des Königs von der Autorität des Papstes, oder vielmehr Uebertragung derselben von diesem auf jenen; jede kirchliche Bewegung die dem Absolutismus Gefahr drohete, die das Recht des Königs bestritt allein vorzuschreiben, was man als ein rechter Christ glauben müsse, was nicht, ward mit Feuer und Schwert unterdrückt. Denn er, dem man in politischer Beziehung zugestand, dasz er über dem Gesetze stehe, dasz es von seinem guten Willen abhängt die von ihm anerkannten Gesetze zu respektieren, war auch in kirchlichen Sachen an kein Gesetz gebunden, erkannte keine Norm an, als seinen Willen. Systematisch ward ein politisch und kirchlich absolutes Regiment ausgebildet. In der That, eine furchtbare Gewalt ruhte in den Händen dieses Selbstherrschers von England.

Die nächsten Jahre widmete Heinrich hauptsächlich den inneren Angelegenheiten, der festeren Begründung seiner kirchlichen Verfassung<sup>1)</sup> und seiner absoluten Gewalt. Indes liesz er die äusseren Beziehungen nicht ausser Acht, wenn sie auch vorläufig in den Hintergrund traten. Wir sahen, wie er durch die Zurücksetzung von Seiten seines Bundesgenossen, des Königs von Frankreich, im Frieden von Cambray schwer beleidigt worden war, wie er aber trotzdem, gezwungen durch seine grosse Angelegenheit und die drohende Uebermacht des Kaisers, auf dessen Seite bleiben musste. Doch waren diese Beziehungen nicht mehr so eng als früher, und er sah sich nach neuen Verbindungen um. Da musste sein Blick zunächst auf die deutschen Fürsten fallen, und jede Opposition, die von diesen gegen das Haus Habsburg gerichtet war, suchte er zu fördern. Anfangs handelte er dabei, namentlich in den Umtrieben gegen die Wahl Ferdinands und in der würtemberger Sache, in Gemeinschaft mit König Franz „zur Verteidigung und Erhaltung der Rechte und Privilegien des Reiches“. Auch direkte Beziehungen suchte er anzuknüpfen, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Vaughan und Mont wurden nach Deutschland geschickt die Stimmung der Fürsten zu sondieren; während letzterer Mitte 1533 nach Augsburg gieng, begab sich Vaughan nach Weimar; allein Johann Friedrich wies die Anträge entschieden zurück, „es stehe ihm nicht an, mit dem König von England und andern Königen in enge Beziehungen zu treten, auch fürchte er, dasz der Kaiser — unicus suus dominus — die Sache übel aufnehmen werde“<sup>2)</sup>. In Folge dieser Zurückweisung gab Vaughan die Briefe, welche er in derselben Sache für den Landgrafen von Hessen und den Herzog von Lüneburg hatte, gar nicht ab, weil er sich bei diesen keiner besseren Aufnahme versah<sup>3)</sup>.

Größere Thätigkeit ward in der Wahlsache Ferdinands entfaltet. Denn obgleich dessen Wahl bereits (5. Januar 1531) durchgesetzt war, so protestierte doch nicht nur der schmalkaldische Bund förmlich dagegen, sondern auch die Herzöge Ludwig und Wilhelm von Baiern, obgleich entschieden Katholiken, traten in diese Opposition; denn sie selbst machten Ansprüche auf die königliche Würde. Franz machte sich gegen sie verbindlich 100,000 Sonnenkronen bei ihnen für den Fall eines Krieges gegen Oesterreich zu deponieren, und that dies 1534 auch wirklich. Ob Heinrich von England dazu die Hälfte beitrug, sieht man nicht klar, obgleich es geschehen zu sein scheint<sup>4)</sup>. Offenbar aber war seine vorzüglichste Absicht dabei, Franz zu gewinnen; denn in demselben Briefe, in welchem er sich zu jener Zahlung erbietet, bittet er ihn, im Fall der Papst den Bann gegen England schleudere, die Bulle in Frankreich nicht veröffentlichen zu lassen. Uebrigens mussten, da es nicht zum Ausbruche des gehofften Krieges kam, die deponierten Gelder später zurückgezahlt werden. Die Herzöge von Baiern waren nur zur Auflösung des schwäbischen Bundes thätig, wodurch allerdings auch den Habsburgern bedeutende Nachteile erwachsen. Denn dadurch ward es Philipp von Hessen möglich den Herzog von Württemberg in sein von den Oesterreichern occupirtes Land wieder einzusetzen. Franz entfaltete dafür die äusserste Thätigkeit; zwar seine Bemühungen bei den Schweizern blieben erfolglos, kaum dasz etwas davon verlautete<sup>5)</sup>; gegen Philipp aber verpflichtete er sich den dritten Theil der Kriegskosten zu tragen. In Barleduc fand dann die Zusammenkunft statt und ward der Traktat abgeschlossen, zufolge dessen Franz von den 125,000 Kronen, die er versprach, 75,000 dem Landgrafen schenkte<sup>6)</sup>; das aber war sein Antheil, denn 50,000 gab Heinrich VIII.<sup>7)</sup>, wovon freilich Philipp derzeit nichts erfahren haben wird. Dem Hause Habsburg ward aber nun eine wichtige Position im Südwesten Deutschlands entrissen,

<sup>1)</sup> S. die ausgezeichnete Darstellung dieser Neubildung bei Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, IV. 32 ff. und Englische Geschichte I., 2. Buch.

<sup>2)</sup> Sttpps. VII., 501. Vaughan an den König. Weimar, 6. September 33. Er fügt hinzu: „The Duke of Saxe dare not have any intelligence with Your Grace for fear of th'Emperour“. Friedrich aber erklärte ihm offen, er wolle nicht Gesandte auswärtiger Mächte an seinem Hofe haben, wenigstens nicht für dergleichen Zwecke, und gebot ihm schleunigst wieder abzureisen.

<sup>3)</sup> Sttpps. Vaughan an Cromwell. Köln, 25. September.

<sup>4)</sup> Sttpps. VII., 561. Heinrich an Franz, 1534 s. d.

<sup>5)</sup> Sttpps. VII., 539. Mont an den König. München, 16. Februar 34.

<sup>6)</sup> Ranke III., 365 f.

<sup>7)</sup> Sttpps. VII., 561.

zugleich die freiere Ausbreitung des Protestantismus befördert. Und eifrig wachte man, dasz keine Ausöhnung des Württembergers mit dem Kaiser zu stande komme; denn Frankreichs und Englands Zweck war ja die Zerrüttungen in Deutschland so dauernd als möglich zu machen. Als die englischen Gesandten in Deutschland berichteten, dasz Herzog Ulrich sich mit dem Kaiser auszusöhnen suche, schrieb Heinrich an Franz: es berühre ihre beiderseitige Ehre, dasz der, dem sie zu seinem Rechte geholfen hätten, nicht wieder in den Schosz des Kaisers zurückkehre (fall into thEmperours lappe)<sup>1)</sup>. Indessen sie konnten es nicht verhindern, dasz der Herzog sein Land im Frieden von Cadan als Afterlehen von Oesterreich annahm.

Als König Heinrich eine Verbindung mit Deutschland suchte, wünschte er ausgedehntere Beziehungen anzuknüpfen; er dachte an die Könige von Polen und Ungarn, an die Herzöge von Sachsen, Lüneburg, Baiern, den Landgrafen von Hessen, die Bischöfe von Mainz, Trier und Köln, an Nürnberg, Augsburg und die gesammte Hansa<sup>2)</sup>. Auf letztere richtete er jetzt sein Hauptaugenmerk, nicht nur um die Opposition gegen Habsburg zu stärken, sondern auch weil sich ihm hier direkte Vortheile in Aussicht stellten, deren ihm aus der Verbindung mit deutschen Fürsten noch keine erwachsen waren. Denn noch galten bei diesen die alten kernhaften und ehrenfesten Naturen, als deren Prototyp ein Friedrich d. Weise, ein Johann der Beständige und Johann Friedrich dastehen, die, ihre reichsfürstliche Stellung klar erkennend, in Verbindungen mit dem Auslande nicht nur eine Ueberschreitung ihrer Befugnisse, sondern auch, und mit Recht, Gefährdung des Reiches erblickten, dessen Wol ihnen so sehr am Herzen lag. Das heimliche Treiben Heinrichs gefiel ihnen nicht, und dieser, der ohnedies sah, dasz seine Anstrengungen lediglich dem König von Frankreich zu gute kamen<sup>3)</sup>, suchte in einer Verbindung mit der Hansa ein Feld, das dieselben besser belohnen zu wollen schien, auf dem er aber schliesslich doch wenig oder gar keine Früchte ernten sollte.

Die Veranlassung zu dieser Verbindung bot sich in dem letzten groszen Entscheidungskampfe Lübecks gegen den Norden. Seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts, da Amerika entdeckt, ein neuer Weg nach Ostindien gefunden war, sah die Hansa, in deren Händen, ganz gemäsz den bis dahin natürlichen Handelswegen, bisher allein der nordische Handel gewesen war, mit wachsender Besorgnis auf die veränderte Richtung dieser Wege, die ihnen und ihrem privilegierten Handel verderblich zu werden drohte. Aber sie waffnete sich zum Kampf für ihre alten Gerechtsame, für ihre Existenz. Privilegien, die nicht mehr in den Gesamtverhältnissen der Zeit basieren, nicht die Berechtigungen einer Partei für die Gesamtheit heilsam wirken lassen, werden in sich selbst unwahr und unmöglich, und ihre zeitweilige gewaltsame Erhaltung allgemein verderblich; denn sie sind dann nur noch durch das Gesetz — oder richtiger die Gewalt — sanktionierte, aber deshalb um nichts weniger ungerechte Beraubungen der Gesamtheit durch eine Partei. Nie aber werden sich neue, in sich selbst ihre Berechtigung tragende Forderungen der Zeit ohne Kampf gegen das Alte geltend machen können. So drohte denn auch schon seit längerer Zeit ein Kampf zwischen den nordischen Reichen, die sich von der Herrschaft der Hansa zu emanzipieren trachteten und mit ihnen den Niederlanden, denen die neuen Entdeckungen den ersten Platz in der Handelswelt anwiesen, einerseits, und der Hansa, namentlich den Ostseestädten, die ihre alte Handelsherrschaft und Beherrschung des Nordens mit Gewalt aufrecht zu erhalten suchten, andererseits; ein Kampf in welchem die neu emporkommenden Gewalten das natürliche Recht und darum auch die Aussicht des Sieges für sich hatten, trotz der Uebermacht, gegen welche sie eintraten. Noch andere Interessen kamen bei dieser Neugestaltung der Dinge in Betracht, politische und religiöse, und auch hinsichtlich dieser trugen diejenigen Kräfte den Sieg davon, die ihre Basis in der Richtung der Zeit hatten. Es siegte die Fürstenmacht hier wie fast überall in Europa über das demokratische Bürgertum, das erst unter der fürstlichen Gewalt sich zur völligen Niederwerfung der von beiden bekämpften, in der Zeit nicht mehr berechtigten Aristokratie erkräftigen sollte; es siegte die lutherische Kirche sowol über den Katholizismus, als über die gewaltsamen, unnatürlichen Ausschreitungen des eigenen Prinzips<sup>4)</sup>. Uebrigens bemerkt man, dasz die religiösen Interessen sehr im Hintergrunde standen, und fast nur zur Unterstützung der übrigen hinzugezogen wurden.

<sup>1)</sup> Sttpprs. VII., 568. 1533 s. d.

<sup>2)</sup> Sttpprs. VII., 525. 3. Dec. 1533. Angeblich der Feindschaft und den Angriffen des Papstes gegenüber. — „Schon im September war der Plan im englischen Kabinet zur Sprache gekommen. Lappenberg: Zeitschr. des Vereins f. Hamburg. Geschichte, III., 190 ff.

<sup>3)</sup> Sttpprs. VII. Mont an Cromwell; aus Baiern, 8. Aug. 1535. Ego non nihil nocere puto amicitiae ineundae et confirmandae inter Serenissimum Regem nostrum et Principes Germanos, nimiam Serenissimi Regis nostri prudentiam, qui omnia, quae cum Germanis agere visum fuerit, per Galliae regem agit et perficit, qui interim has causas ita adornat, ut Ipse omnem gratiam et fructum solus ferat. Rege nostro impensas communiter faciente. Germanorum animi tales sunt, ut apertam et simplicem amicitiam colant et expetant.

<sup>4)</sup> Es sind damit die wiedertäuferischen Bestrebungen der Häupter der lübischen Demokratie gemeint, die freilich nicht recht klar hervortreten, aber, wie Ranke nachweist, jedenfalls vorhanden waren.

Schon war es zum Kampfe zwischen der hauptsächlich von Lübeck vertretenen Hansa und ihren Gegnern gekommen, und einstweilen noch schien sie ihr altes Uebergewicht geltend machen zu sollen, als der Tod Friedrichs I. von Dänemark im April 1533 einen ungeheuren Umschwung veranlaszte. Der erledigte Thron hatte mehrfache Prätendenten, welche die verschiedensten Interessen vertraten. Der dänische Adel, dem es darauf ankam einen ihm ergebenen, dem demokratischen Prinzip, das in Dänemark schon stark Wurzel getrieben, feindlichen König zu haben, zog die Wahl ein Jahr lang hinaus; sein Augenmerk war auf einen der jüngeren Söhne Friedrichs I., namentlich den Herzog Johann, der damals erst zwölf Jahre zählte, gerichtet, um während seiner Minderjährigkeit ihn zum willigen Werkzeug seiner Pläne heranzubilden. Die dänische hohe Geistlichkeit neigte sich dem gefangenen abgesetzten König Christiern zu, der den katholischen Glauben bekannte; und darin kam sie mit dem burgundischen Hofe überein, der für ihn von jeher gearbeitet hatte, noch lieber aber den Pfalzgrafen Friedrich, Schwiegersohn Christierns, oder, wie man damals fürchtete, selbst den König Ferdinand oder dessen Sohn Maximilian in das nordische Königreich eingesetzt hätte<sup>1)</sup>. Die Lübecker aber wollten die Krone dem Herzog Christian von Holstein, dem ältesten Sohne Friedrichs I. aufs Haupt setzen. Daz er sich weigerte sie aus ihren Händen zu empfangen, ihr Werkzeug zu werden, war die nächste Veranlassung der gewaltigen Niederlage, die sie erleiden sollten.

An der Spitze Lübecks standen damals der herrliche Jürgen Wullenwever und Markus Meyer. Letzterer hatte zuerst den Gedanken beim König Heinrich rege gemacht, der, wie wir oben sagten, gerade damals in einer Verbindung mit der Hansa eine neue Stütze gegen Papst und Kaiser suchte, sich in die dänische Angelegenheit zu mischen. Sonderbar genug ist es, wie Markus Meyer, der an die englische Küste getrieben, nach kurzem Aufenthalte daselbst gefangen gesetzt, als Seeräuber verurteilt war, in des Königs Gunst gelangte, von ihm zum Ritter geschlagen ward und sogar ein nicht unansehnliches Jahrgeld erhielt. Am 15. Januar 1534 war er von Windsor zurückgekehrt, um der überraschten lübischen Demokratie die Aussicht auf ein englisches Bündnis zu hinterbringen. Offenbar war in seinem Kopfe die Idee entsprungen den König von England für die dänische Krone zu gewinnen, und er wird denselben gleich anfangs damit zu ködern gesucht haben. Zwar gab ja die Stellung, welche er in Lübeck einnahm, seinen Worten und Verheisungen schon eine gewisse Wichtigkeit, allein Heinrich war klug genug sie sehr vorsichtig aufzunehmen; am wenigsten aber darf man dem lübischen Rat und J. Wullenwever solche Pläne zutrauen<sup>2)</sup>. Wie hätte man eine Verbindung befördern sollen, die für die Zukunft den eigenen Interessen unendlich verderblich werden musste? Was Meyer mit dem Könige verhandelte, war durchaus persönlicher Art und hatte kein offizielles Gepräge, und dieser selbst hat nie an die Möglichkeit geglaubt Herrscher in Dänemark zu werden. Allein auch ohne das konnte ihm nichts erwünschter sein, als ein solches Zusammentreffen, er suchte die Verbindung mit der Hansa und die lübecker Demokratie kam ihm halbwegs entgegen. Die Furcht vor der Uebermacht des burgundischen Hauses war hier abermals die hauptsächlichste Triebfeder; in der That, faszte es auch im Norden festen Fusz, so mochte sein Einflusz alles überfluten, die Idee einer Universalmonarchie zur Wahrheit werden<sup>3)</sup>. Diese Rücksicht hauptsächlich galt bei König Heinrich; daneben freilich auch wol die auf den Vortheil, welcher England aus einer Schwächung des niederländischen Handels erwachsen konnte, und diese Schwächung, wenn nicht Vernichtung, war ja ein Hauptziel der Lübecker. Wir hören, wie die kaiserlichen Gesandten den englischen Agenten Schuld geben, daz sie auf dem Friedenskongress in Hamburg, der am 2. März 1534 eröffnet ward, und in Lübeck selbst zu keinem Resultate gekommen seien. Es hiesz schon damals, daz Heinrich der Hansa eine Summe Geldes zum Kriege gegen den Kaiser d. h. gegen die Niederlande versprochen habe, daz er mit ihr und den protestantischen Fürsten verbündet sei<sup>4)</sup>. Allerdings kam schon 1534 Lee mit dem Vorschlage nach Hamburg und Lübeck, daz sein König ihnen in allen kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten beistehen werde, wenn sie sich dagegen verpflichteten, seine „groze Angelegenheit“ auf dem nächsten Konzil zu unterstützen, namentlich mit ihm die höchste Gewalt des Pap-

<sup>1)</sup> Es ist nicht anzunehmen, daz der burgundische Hof ernstlich daran dachte, einen habsburgischen Fürsten auf den dänischen Thron zu setzen; allein schon daz solche Gerüchte entstanden und man ihnen Glauben schenkte (Sttpprs. VII., 539, 556 u. a. a. O.), zeigt, wessen man sich zu ihm versah.

<sup>2)</sup> Wurm in seiner sehr sorgfältigen Darstellung: „Die politischen Beziehungen Heinrichs VIII. zu Markus Meyer und Jürgen Wullenwever“ gibt darüber die näheren Belege.

<sup>3)</sup> S. den Brief Heinrichs an Franz. Auch von anderer Seite hegte man ähnliche Besorgnisse: Burgundiones quorum regnandi cupiditas est inextinguibilis, et qui conantur non solum Imperium romanum misere delantare et principatum in sua imperia trahere sed etiam finitima regna subjugare... (Caesar)... vult regna maris Baltici occupare unde omnibus vicinis posset nocere, et imprimis Germaniam pessundare. Mitgetheilt bei Wurm, p. 71. — Hacket berichtet aus Brüssel, 21. Mai 1534: Die Burgunder hoffen, daz sie den künftigen König von Dänemark zu feindseligen Schritten gegen England werden bewegen können, ohne daz dadurch der Friede zwischen dem Kaiser und Heinrich gebrochen werde, wie ja auch die Unterstützung des Landgrafen nicht als Friedensbruch betrachtet sei. Sttpprs. VII., 556.

<sup>4)</sup> Hacket an Cromwell. Brüssel, 31. März 1534. Sttpprs. 549.

stes zu bestreiten. Er versprach selbst eine Geldhilfe von 100,000 Kronen, im Fall Franz von Frankreich die Hälfte übernehme, und forderte diesen auch wirklich dazu auf<sup>1)</sup>; er durfte um so eher erwarten, dass derselbe sich dazu bereit erklären werde, als er ja auch zu der Unterstützung des Landgrafen in der württembergischen Sache die Hälfte beigetragen hatte; zugleich aber wollte er durch diese Forderung prüfen, was er von Franz zu erwarten habe; denn trotz des erneuerten Vertrages vom 23. Juni 1532, worin man sich zu gegenseitigem Schutze gegen den Kaiser verpflichtet hatte, und der zweiten persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige am 28. October desselben Jahres, hatte sich dieser in letzterer Zeit lau gezeigt. Gerade die Gefahren des Uebergewichtes aber, das auch hier im Norden der Kaiser zu erreichen strebe, waren es, die Heinrich ihm vor Augen hielt. Allein er gieng nicht auf den Vorschlag ein, wenigstens findet sich nirgends eine Spur davon.

Dasz nun kein förmliches Bündnis geschlossen sei zwischen England und Lübeck, haben bereits Andere bewiesen<sup>2)</sup>. Heinrichs Politik war eine sehr vorsichtige, er wird sich gescheut haben offen in einen Kampf einzutreten, der, wenn er zu Gunsten des Feindes ausschlug, dann für ihn höchst verderbliche Rückwirkung geäußert haben würde. Zwar hatte er, als er einmal durch M. Meyer in ein Verhältnis zu Lübeck getreten war, gefordert, dass man von hier aus offizielle Schritte zur Anknüpfung einer engeren Verbindung thue; allein seine Gesandten überzeugten ihn, wie wenig Lübeck im Stande sein werde den Kampf gegen zwei tüchtige Feinde, den Herzog Christian und die Niederländer, durchzuführen; man glaubte wol an eine Eroberung Dänemarks, die Behauptung aber hielt man für unmöglich. Auf die Aufforderung des Königs aber waren die lübischen Gesandten Otto von Pack (Adamus), Joh. von Elpen und Bernhard von Oldenburg in London erschienen mit Vorschlägen, die, wie die Lübecker später auf dem Hansatag in Lüneburg 3. Aug. 1535 behaupteten, sie ungerne gestellt hatten<sup>3)</sup>. Die mitgeschickten Hamburger aber wollten überhaupt von dem Vertrage nichts wissen, und sie hatten ihren guten Grund dazu. Denn man sieht offenbar den Einfluss M. Meyers, wenn nun doch von einer Uebertragung Dänemarks an den englischen König die Rede war. Bedenkt man aber, dass dieser kaum eine Durchführung der lübischen Pläne für möglich hielt, dass die Lübecker selbst ein Zustandekommen des Bündnisses unter den von ihnen selbst gemachten Propositionen nicht wünschen konnten und nicht wünschten, so ist erklärlich, dass der merkwürdige Entwurf eben nur Entwurf blieb. Er ist datiert vom 2. August 1534, und die hauptsächlichsten Bestimmungen sind folgende:

- 1) Es ist zwischen König Heinrich und Lübek „vnde oren vorwanten ein vnuplosich frede frunts-cop vnde vorbuntwisse, dat se velich vnde fry vnderenander in oren landen mogen handelen wandelen vnde gebuoken older privilegien also aver XL edder L jarenn.“
- 2) Rat und Gemeinde von Lübek bekennen, dass die Ehe Heinrichs mit Frau Katharina für gesetzlich aufgelöst zu halten, die mit Frau Anna als zu recht bestehend anzuerkennen sei, und sollen solches auf dem Konzil vertheidigen; ferner
- 3) dass Papst Clemens dem König groszen Schaden zugefügt und Unrecht gethan habe, — dass das Konzil über dem Papste stehe und man an dieses appellieren kann.
- 4) Die Lübecker stellen dem König 12 Schiffe, 10,000 Reiter und Knechte gegen „alle Fürstenn vnde potentaten watterleie digniteten se sin werdenn,“ aber auf seine Kosten.
- 5) Lübeck schlieszt nur Bündnisse mit des Königs Zustimmung.
- 6) Lübeck gibt „Dennemarken midt allen larden vnde gerechticheiden“ dem Könige, sofern s. k. M. das annehmen mag, nimmt er's nicht an, so soll nur ein König gewählt werden, der ihm genehm ist.
- 7) Lübeck soll „gutlick vnd willich betalenn vnde weddergeven alle tidt wenner sine k. M. dat vordert alle vnde islik gelt to sine ko. M. der Stadt thom besten vorstrecket.“

<sup>1)</sup> Sttpprs. VII., 568. Heinrichs Instruktion für Lord Rochefort an Franz 1534 s. d. Gesandte von Lübeck und Hamburg seien bei ihm gewesen und haben um eine Unterstützung von 100,000 Sonnenkronen gebeten zur Einsetzung eines devoten Königs von Dänemark (also auch hier ist von der Uebertragung dieses Reiches an England nicht die Rede); er sei dazu bereit, considering the mayfolde commoditytes... namely the grete staye, that by the acceptacion of the same (proposition) shall ensee to all the Emperours compasses, and considering how farre the same shalbe from his expectation to be encountered and mette with all on that syde and howe moche it shall conduce to the subduing of his inordynate affection aspiring to that monarchie of the worlde. — Franz möge die Hälfte beitragen.

<sup>2)</sup> Wurm in der v. g. Schrift; und schon Ranke, der zuerst den Vertrag im Bremer Archive auffand, spricht diese Vermutung aus.

<sup>3)</sup> Die holsteinischen Gesandten warfen ihnen damals vor, dass sie mit Frankreich, Kleve und England im Einverständnis gewesen seien. Sie erwiderten: Ih war sodans ny in der von Lubeke gemote gekommen noch to sollichen bischoff schriuen edder reden laten by Frankryken ofte Gelern. Se veren overs von dem koninghe to Engellandt venne eine beschikkinghe an sine K. M. to doende gefordert vorden, dar se vel lever waren enthaven gewesen, hadden syk denn och derby als erlevende geholden und wusten woll, was onen darinnen tho donden geborde. v. Alten: Graf Christof.

So viel erreichten sie nun doch, dasz, worauf es Wullenwever hauptsächlich ankam, der König sich zu einer Geldunterstützung herbeiließ in der Auszahlung von 20,000 Kronen. Allein, wie schon aus dem obigen hervorgeht, sie erhielten diese Summe nur geliehen. Die Quittung besagt ausdrücklich, dasz „die Sendebaden hebben gelendth entfangen vnde in der Stadt Lübeck beste gewendeth XX m. gulden an guden volwichtigen gulden,“ und später hat Heinrich Rückzahlung verlangt und erhalten.

In diesem Darlehen bestand nun aber im Grunde alles, was Heinrich für Lübeck gethan hat; auf weitere Unterstützung ließ er sich nicht ein. Zwar sind noch hin und wieder Verhandlungen gepflogen, auch mit dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; allein seinen Zweck, den König zu weiteren Geldunterstützungen zu vermögen, erreichte Wullenwever nicht. Die Anerbietungen und Aufforderungen aber, welche M. Meyer an ihn erließ, waren die eines Privatmannes und verdienen keine besondere Berücksichtigung<sup>1)</sup>. Heinrich suchte vielmehr, als die Situation sich zu trüben begann, wie der burgundische Hof, eine abwartende Stellung einzunehmen, ohne indessen, wie dieser, sich perfider Täuschungen zu bedienen.

Lübeck hatte, wie gesagt, dem Herzog Christian von Holstein die dänische Krone angeboten; der aber wollte sie einem besseren Rechte als dem der Gewalt verdanken, auch unabhängig von der Hansa bleiben und schlug die Annahme von solcher Seite aus. Darum ward er zunächst angegriffen, jedoch ohne dasz er dadurch in seinem ruhigen gemessenen Zuschreiten auf sein Ziel wäre gehindert worden. Da gedachten die Lübecker des gefangenen, einst von ihnen selbst gestürzten Königs Christiern II., wollten ihm den Thron wiedererobern, ihn zu ihrem Werkzeug machen. Und doch hatte gerade er sich gegen die Uebermacht Lübecks aufgelehnt, mehr als einmal die Niederlande zum Kampf herbeizuziehen gesucht und ihren Handel gegen den der Hansa begünstigt. Wol huldigte er demokratischen Grundsätzen, aber er war ein Anhänger der katholischen Kirche. Somit konnte er von allen Parteien nicht einer genehm sein. Mochte es der Stadt Ernst sein oder nicht mit dieser Einsetzung Christians, schon dasz sie ihn als Thronkandidaten aufstellte, brachte ihr unendlichen Schaden. Nun stand auch der dänische Adel nicht lange an, den Herzog von Holstein, der sich weder für Aristokratie noch Demokratie entschieden zeigte, aber schon als Feind der demokratischen Regierung von Lübeck seine Sympathien gewinnen mußte, zu wählen; — am 4. Juli 1534 — zugleich aber bahnte diesem sein eifriges Festhalten am protestantischen Glauben den Weg zu allgemeiner Popularität. Mit ihm stand auch der Kaiser seit dem 21. September 1533 im Bündnis, demzufolge den Holländern auf dreißig Jahre der Sund gegen den üblichen Zoll offen stehen, im Fall eines Krieges Christian 6 Schiffe und 2000 M. stellen, dagegen Karl jährlich 6000 Dukaten an den Herzog zahlen sollte. Es war also ein Freund und Verbündeter seines gefürchteten groszen Feindes, gegen den Heinrich die Lübecker unterstützte. Allein sehr bald änderte sich diese Stellung. Lag schon darin, dasz die Lübecker den König Christiern befreien und wieder auf den Thron setzen wollten, eine Berührung mit den burgundischen Interessen — und völlig aufgegeben hatte der Kaiser den gefangenen König nie — so ward dieselbe noch grösser durch die Stellung des Grafen Christof von Oldenburg, der die kriegerischen Unternehmungen Lübecks leitete. Denn auch mit diesem unterhielt der burgundische Hof, trotz des Bündnisses mit Herzog Christian, Verbindungen, die bald noch enger wurden, man hoffte durch ihn die Einsetzung des Pfalzgrafen Friedrich zu erreichen. Freilich Christof hatte, wie sich später zeigte, andere Pläne; er strebte nach der Hand Christinens, der Witve von Mailand, und hoffte dadurch eine der nordischen Kronen zu erringen. Er hat später, als er in Kopenhagen belagert ward, eigens den Benedikt von der Wisch an die Königin Maria gesandt um diese Angelegenheit zu betreiben, aber die Antwort erhalten, dasz man allerdings Truppen zum Entsatz von Kopenhagen senden werde, nicht aber um ihm, sondern dem Pfalzgrafen die Krone zu erwerben. Weder das eine noch das andere lag im Interesse der Lübecker und sie gewannen nun, da sie die Unmöglichkeit einer Restituierung Christierns sahen, den heimlich katholischen Herzog Albrecht von Mecklenburg; der sollte während des alten Königs Lebzeiten als Regent fungieren, nach dessen Tode aber selbst den Thron besteigen. Graf Christof ließ sich von Wullenwever überreden den Plan zu unterstützen, mit Herzog Albrecht gemeine Sache zu machen; allein er hat darum weder seine eigenen Pläne noch seine Verbindung mit dem Kaiser aufgegeben, der zuletzt ihn wie den Herzog Christian getäuscht und im Stich gelassen hat.

Es war das Verderben Lübecks, dasz so verschiedene Interessen, deren eines dem andern entgegenstand, sich auf seiner Seite vereinigten, dem einheitlichen von einer Idee geleiteten Unternehmen Christians gegenüber. Bereits ehe der Tag von Assens (11. Juli 1535) die Entscheidung brachte, hatte es den Boden unter sich verloren.

So lange die Beziehungen des Kaisers zum Grafen Christof nun geheime blieben, und seine Verbindung mit Christian dauerte, stand König Heinrich als Feind jenes auch diesem gegenüber. Allmählich aber

<sup>1)</sup> Mehrere interessante Mittheilungen darüber finden sich bei Wurm.

zeigte sich denn doch, wie wenig Karl dem Herzog Christian ernstlich beizustehn gesonnen war. Auf seine Aufforderungen zur Unterstützung gieng er, durch den Vertrag dazu verpflichtet, doch nur zögernd ein, versprach sie nur, so weit sie die Bekämpfung Lübecks betraf, suchte nur Zeit zu gewinnen und hat sie zuletzt auch nicht geleistet. Selbst die Einsetzung Christierns, dem er persönlich abgeneigt war, hätte er lieber gesehen als die Christians. Als Dr. Tucher im Juli 1534 von der Königin Maria nach Kopenhagen geschickt war, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten, war derselbe hauptsächlich beauftragt, über des Königs Gefangenschaft sich zu instruieren; finde er ihn bereits in Freiheit und wieder eingesetzt, so soll er ihn auffordern, „der gute Bruder und Verbündete kaiserl. Majestät und der Königin sein und bleiben zu wollen“. Heinrich sah, dasz er in der Unterstützung der Lübecker den Interessen des burgundischen Hofes mehr Vorschub leistete, als entgegengrat. Er fieng an den Vorstellungen Christians Gehör zu schenken; es scheint nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben zu sein, wenn Barnes ihm vorstellte (12. Juli 34), welche Vortheile aus einer Verbindung mit jenem erwachsen würden, dasz nächst dem König von England das Haus Burgund keinen so mächtigen Nachbar habe, dasz man in einem derartigen Bündnisse die völlige Niederwerfung der Niederländer und die Herrschaft zur See erreichen könne. Er bot seine Vermittlung an, denn ganz aufgeben wollte er seine Freunde Wullenwever und M. Meyer doch nicht. Anfangs 1536 finden wir seinen Gesandten Candish bei Christian, und da durfte denn dieser schon behaupten, „dasz sowol Lübeck als Albrecht von Mecklenburg und Christof darauf bedacht gewesen seien Kopenhagen für den Kaiser zu erwerben“. Wusste er auch, dasz er hierin nur zum dritten Theil die Wahrheit redete — wessen man sich zum Grafen Christof zu versehen hatte, erkannte Heinrich sehr wol<sup>1)</sup> — so machte er doch wenigstens auf die Berührung der lübischen Sache mit den burgundischen Interessen von neuem aufmerksam, und er hatte darin nicht Unrecht.

Nicht wenig wirkte ohne Zweifel zu diesem Umschwung in den Ansichten Heinrichs die Stellung der protestantischen Fürsten, mit welchen er gerade damals in erneuten Unterhandlungen stand, in dieser Sache mit. Sie hatten von Anfang an den Kampf mit lebhaftem Interesse verfolgt, denn sie erkannten, wie unendlich viel von dem Ausgange desselben auch für sie abhängt, sie sahen in den demokratischen Kommünen eine ihnen feindliche Gewalt, und waren nicht gewillt dieselbe sich entfalten zu lassen. Hätte Lübeck gesiegt, so hätte die Fürstenmacht auch in Deutschland einen bedeutenden Stosz erlitten. Schon hatte der Landgraf von Hessen Christian unterstützt, als derselbe die Stadt vor ihren eigenen Thoren zwang mit ihm in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein Frieden zu schlieszen. Jetzt aber, als sich zeigte, dasz durch Christof von Oldenburg der Kaiser jenen bekämpfte, suchte er den Frieden mit Lübeck zu vermitteln, um ihm wenigstens von dieser Seite freie Hand zu schaffen. Dasz auch die Furcht, der Kurfürst von Sachsen könne die Krone, die ihm die Lübecker angeboten haben sollen, annehmen, dazu mitgewirkt habe, wie man behauptet hat, ist höchst unwahrscheinlich. Am 23. December 1535 forderten beide Fürsten den König Heinrich auf Lübeck nicht ferner zu unterstützen<sup>2)</sup>, und endlich kam unter Vermittlung der Schmalkaldener am 14. Febr. 1536 der Friede von Hamburg zu stande. Die Stadt erhielt im wesentlichen ihre alten Privilegien wieder, erkannte den König Christian an und verriet den Herzog von Mecklenburg und Graf Christof, die in Kopenhagen belagert wurden. Von dem auf Wardberg eingeschlossenen Markus Meyer konnte bei dem restaurierten Rat nicht die Rede sein. Der Krieg war bereits in der letzten Zeit mit groszer Lauheit geführt, und vollends seit Wullenwevers Sturz war keine Hoffnung mehr auf irgend welchen Erfolg. War überhaupt die lübische Handelsherrschaft noch für kurze Zeit zu retten, so war das nur unter einer starken demokratisch ausgebildeten Verfassung möglich.

Es liegt etwas tief tragisches, die Seele schmerzlich erfassendes und erschütterndes in diesem letzten vergeblichen Ringen und Kämpfen der einst so stolzen Stadt gegen die allmächtige Gewalt veränderter Zeitverhältnisse; nicht die Hansa, nicht die Leiter des groszen Kampfes trifft die Schuld des Unterliegens. Wenn es möglich war Lübeck den Kranz des Sieges zu erringen, so war Wullenwever der Mann dazu. Richtig erkannte er, dasz nur durch Anspannung aller Kräfte der sinkenden Stadt, durch Heranziehung aller Interessen eine Unternehmung wie die begonnene durchzuführen sei, welche die Parteien niederzuwerfen gebot zur Rettung der Gesammtheit. Das war der Sinn seiner Umwälzungen, derenthalben er so gehässig angefeindet ist, derenthalb er einen schmähhlichen Verbrechertod leiden musste, derenthalb man ihn selbst noch in jüngster Zeit als einen gemeinen Verbrecher zu infamieren gesucht hat. Es ist eine arge Entweihung und Versündigung an dem Ernste der Geschichte, grosze Erscheinungen von dem kleinhlichen Gesichtspunkte der Partei aus beurteilen zu wollen. Wol mag es wahr sein, dasz er die Strömung der Zeit nicht erkannte oder nicht beachtete. Wullenwever gehört zu jenen tragischen Anachro-

<sup>1)</sup> Heinrich erklärte selbst: Mit Christof wolle er nichts zu thun haben, denn er wisse wol, welcher Meinung der sei, nemlich sich ganz in die Hände des Kaisers zu geben.

<sup>2)</sup> Sttpprs. VII.

nismen, die, wie ein Franz von Sickingen und so viele andere groszartige Phänomene herrlicher Manneskraft, so oft die edelsten Kräfte in einem glänzenden, aber vergeblichen Kampfe untergehen lieszen.

Es ist gesagt, welche Rücksichten den König von England zum Bunde mit Lübeck, welche ihn zu der Diversion zu Gunsten Christians von Dänemark veranlaszten. Er hatte richtig gesehen und gehandelt. Nach dem Frieden von Hamburg, bei welchem englische und französische Gesandte thätig mitwirkten, dauerte der Krieg noch fort, denn noch hielten sich Graf Christof und Albrecht von Mecklenburg in dem von Christian belagerten Kopenhagen. Aber im Grunde ward der Krieg jetzt zwischen Dänemark und dem Kaiser geführt. Kräftige Theilnahme zeigte letzterer allerdings immer noch nicht; sein Plan war, dem Rate des Erzbischofs von Lund gemäsz, die Parteien sich erst völlig erschöpfen zu lassen, um dann seinen Interessen Geltung zu verschaffen. Man hoffte den Grafen später doch noch für den Pfalzgrafen gewinnen, ihn selbst durch eine bedeutende geistliche Pfründe für das Aufgeben seiner eigenen Absichten auf die dänische Krone beschwichtigen zu können. Karl, der bereits offen als Feind dem früher verbündeten Christian gegenüberstand, forderte den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen auf — wol hauptsächlich in der Absicht sie zu prüfen — Kopenhagen zu entsetzen (April 1536), was nun freilich die beiden Fürsten, die bereits in engem Bündnis mit Christian standen, verweigerten. Ambrosius Bokbinder, den der Graf nach Brüssel gesandt hatte, berichtet, dasz er eine bedeutende Summe Geldes erhalten habe<sup>1)</sup>. Endlich scheint auch Karl ernstliche Anstalten zum Entsatz gemacht zu haben. Er sandte an die Bischöfe in Norwegen, um sie zu gewinnen, und dachte daran durch einen Einfall in Holstein Christian zur Aufhebung der Belagerung von Kopenhagen zu zwingen. Den Grafen liesz er ermahnen „guten freien Mut zu behalten, bereits sei eine Anzahl Orlogschiffe ausgerüstet und werde nächstens auslaufen“. In der That waren seit längerer Zeit in den niederländischen Häfen Ausrüstungen betrieben worden, allein zu lässig. Und vollends hinderte ihn nun der von neuem ausbrechende Krieg mit Frankreich an reeller Unterstützung. Für diesmal erreichte die Politik der Lüge und Täuschung ihr Ziel nicht. Am 6. August 1536 zog Christian in Kopenhagen ein.

Dasz auch Christof den Krieg als im Interesse des Kaisers geführt betrachtete, beweist seine Anforderung an die Königin Maria ihm die 21,525 Goldgulden, die er zu Kriegszwecken hatte anleihen müssen, zu vergüten; erst nachdem er selbst in Brüssel gewesen und persönlich darum gebeten hatte, wurden ihm 6000 Gulden Ersatz und 1500 Gulden Pension verwilligt.

War es unter solchen Verhältnissen zu verwundern, dasz König Heinrich sich an Christian von Dänemark anschlosz, dasz zwischen den beiden Fürsten ein freundschaftliches Einvernehmen sich bildete? Ein Bündnis aber, wie zwischen Frankreich und dem nordischen Königreiche damals betrieben ward<sup>2)</sup>, — das freilich erst fünf Jahre später zu stande kam — ward von ihnen nicht in Betracht genommen, am wenigsten von ersterem, der sich durch die neu ausbrechende Feindschaft zwischen dem Kaiser und König Franz hinlänglich gesichert sah. Selbst an einer Verwendung für Wullenwever liesz er sich durch das neue Verhältnis nicht hindern. Mehrere Male hat er an den Erzbischof von Bremen geschrieben, es auch nicht an Drohungen fehlen lassen für seinen „dilectum amicum“ die Freiheit zu erwirken, allein seine Verwendung blieb ohne Erfolg, er vermochte ihn nicht den Händen seiner tyrannischen Feinde, die sich selbst durch das geheime, widerrechtliche Verfahren in dieser Sache gebrandmarkt haben, zu entreissen<sup>3)</sup>. Auch die Verwendung beim Rate in Hamburg noch im Mai 1536, der allerdings wenig in der Sache thun konnte, blieb erfolglos.

Die Begebenheiten der letzten Jahre nun waren nicht darnach angethan, die bestehende Kluft zwischen Heinrich und dem Kaiser auszufüllen, vielmehr sollte die nächste Zeit sie noch weiter machen. Auch dem König von Frankreich fühlte er sich nicht veranlaszt wieder näher zu treten; die Erfolge seines Bündnisses hatten ihn zu sehr überzeugt, dasz er von ihm so gut wie vom Kaiser misbraucht sei, und grollend suchte er nun gegen beide eine neutrale, abwartende Stellung einzunehmen, wol wissend, dasz sie sich beide hüteten ihn zu reizen und feindlich gegen ihn aufzutreten.

Als nun nach dem Tode Franz Sforzas der dritte Krieg zwischen den beiden eifersüchtigen Fürsten um den Besitz von Mailand ausgebrochen war, hatte er sowol bei der Königin Maria als beim Kaiser

<sup>1)</sup> ein statlich Summe Gulden dar ick Sulver vor gekoft hebbe tho ettliche Senteneren.

<sup>2)</sup> Wenn damals, wie Crag. hist. Christ. III., p. 111 berichtet, Franz dem König Christian mittheilte, dasz ihm die Lübecker die dänische Krone angeboten haben, er sie aber „in seinem ausgezeichneten Rechtlichkeitsgeföhle“ ausgeschlagen habe, so war das eine jener gleisnerischen Lügen, deren der leichtfertige König so manche auf dem Gewissen hatte.

<sup>3)</sup> Heinrich droht in seinem Briefe vom 15. December 1535 — zwei hatte er schon in derselben Sache geschrieben, „wenn der Erzbischof den Gefangenen nicht frei gebe, werde er die in England befindlichen Bremer ebenfalls festsetzen lassen“. Der Erzbischof Christof antwortete: Er werde in der Sache verfahren wie rechtens sei; wolle der König die bremischen Unterthanen beschweren, so werde er sich an's Reich wenden und „werden Wir gleichmessig Anhaltung Hilff und Beswerde über E. k. M. Underthanen und Verwandten zu Waszer und zu Lande, wo die angetroffen müchten werden, Uns und den Unsern gestatten“. Buchholz IX., 351.



selbst seine Vermittlung angeboten (22. Juli), offenbar im Interesse Frankreichs, denn am 3. Mai hatte Casales von Rom aus an Cromwell geschrieben, wie schlecht die Sache der Franzosen in Italien stehe<sup>1)</sup>. Karl wies die Vermittlung zurück, bat ihn dagegen die dem König von Frankreich gestellten Bedingungen bei diesem durchsetzen zu helfen<sup>2)</sup>. Dadurch nun glaubte er sich schwer beleidigt, und im Gefühle seiner Sicherheit wies er nun seinerseits die Anträge jenes auf Erneuerung der früheren freundschaftlichen Beziehungen mit einer Gereiztheit und Anmaßung zurück, die zu lächerlich war, als dasz sie hätte verletzen können. „Der Kaiser habe es sich selbst zuzuschreiben, dasz die alte Freundschaft gebrochen sei, namentlich sei das durch sein Auftreten beim Papste in der Scheidungsangelegenheit bewirkt. Er sei höchst undankbar gewesen, „denn Wir machten ihn zuerst zum König von Spanien, dann zum Kaiser, als das Reich zu unserer Verfügung stand, und liehen ihm nachher unser Geld“. Doch wolle der König ihm verzeihen und ein Bündnis eingehen, wenn der Kaiser ihn schriftlich bäte die ihm geschehene Unbill zu vergessen, oder schriftlich erklärte, dasz, was gegen ihn unternommen sei, ungerecht und ohne sein Wissen geschehen, ihm untergeschoben wäre. — Eine Aussöhnung mit dem Bischof von Rom sei nicht möglich. Was aber das Verlangen betreffe die Prinzessin Maria für legitim zu erklären, so werde Heinrich, den Gott in gar hohem Masze mit Weisheit gesegnet, darin nach seiner eigenen besten Ueberzeugung handeln; kurz Karl möge sich nicht um fremde Angelegenheiten kümmern<sup>3)</sup>. Der Aufforderung zum Kriege gegen die Türken und Frankreich könne er ebenfalls nicht nachkommen, und ehe ein freundschaftliches Verhältnis nicht hergestellt sei, werde er weder in dieser Sache noch in irgend einer ähnlichen dem Kaiser Antwort zukommen lassen“. Es war ein alberner Hohn, wenn Pate instruiert ward darauf zu achten, wie man diese Antwort aufnehme, sie zu vertheidigen und zu raten die so günstige Gelegenheit („so graciously begone commenced and entered“) zur Erneuerung der alten Freundschaft nicht vorübergehen zu lassen, zugleich auch Granvella die Vortheile eines Bündnisses vorzustellen. Wir wissen nicht, ob diese Antwort wirklich jemals bis vor den Kaiser gelangt ist; aber wenn es geschehen ist, so hat derselbe sie vollständig ignoriert, denn er konnte sich kaum beleidigt fühlen durch derartige Worte, die in der That einen trüben Schein warfen auf die Weisheit, die Gott in so hohem Masze dem Könige verliehen.

Während sich nun Heinrich in so bitterer Misstimmung von den europäischen Angelegenheiten gänzlich zurückziehen zu wollen schien, geschah es, dasz er durch den Tod der Johanna Seymour, 24. October 1537, abermals Wittwer ward und sich nach einer neuen passenden Verbindung umsehen mochte. Eine Zeit lang schien es, als werde hierdurch Veranlassung zu einer neuen Annäherung an den Kaiser gegeben werden. Der englische Gesandte Hutton in Brüssel scheint den Auftrag gehabt zu haben, sich unter den Damen des dortigen Hofes nach einer Gemahlin für seinen König umzusehen. Er riet zu der verwitweten, damals 16 Jahre alten Herzogin Christine von Mailand, welche Verbindung neue Beziehungen zum Kaiser mit sich führen würde. Letzterer begünstigte auch angeblich einen solchen Plan; zugleich aber liesz er die Herzogin sowol in Frankreich als dem Herzog von Kleve anbieten und wünschte für den Fall einer Vermählung derselben mit letzterem, dasz Herzog Wilhelm auf Geldern verzichte und dafür Mailand empfangen, worauf aber, wie vorauszusuchen, dieser nicht eingehen mochte. Als aber König Heinrich sich belagte, dasz er hintergangen werde, wies man ihn darauf hin, dasz er selbst nicht groszen Ernst hinsichtlich der Heirat zeige, indem er auch in Frankreich bei der Herzogin-Wittwe v. Longueville und der Prinzessin Margaretha in gleicher Absicht sich bemühe. Der Kaiser indes, so lange die Irrungen mit Frankreich fort dauerten, gab sich den Anschein, als begünstige er eifrigst Heinrichs Wünsche; ja er schlug sogar auch eine Heirat zwischen dessen Tochter Marie und Don Louis, Infanten von Portugal, vor, dem er für diesen Fall Mailand zugedacht habe<sup>4)</sup>. In der That liesz sich der König eine Zeit lang düpiieren; selbst als der Waffenstillstand von Nizza geschlossen war (im Mai 1538) und die Zusammenkunft in Aiguesmortes zwischen Karl und Franz stattgefunden hatte; als ersterer ihm erklären liesz, dasz eine Belehnung Don Louis' mit Mailand unmöglich geworden, weil bereits anderweitige Verfügungen darüber getroffen wären, setzte er seine Bewerbung um die mailändische Wittwe noch fort und drang auf eine feste Bestimmung der Mitgift für dieselbe. Denn welchen Sinn das Anerbieten

<sup>1)</sup> Sttpprs. VII., 650. Der Papst habe den Kardinal von Lothringen an König Franz geschickt mit Vermittlungsvorschlägen, denn dessen Sache in Italien stehe so schlecht, dasz alle Sachverständigen es für Wahnsinn hielten den Frieden auszuschlagen.

<sup>2)</sup> Sttpprs. VII., 663.

<sup>3)</sup> Sttpprs. VII., 683 f. in der Instruktion des Königs für Pate. Greenwich, 25. April 1537. God has not only made Us a King by inheritance but also had therewithal given Us wisdom pollicye and other graces in a most plentiful sorte necessary for a Prince to directe his affaires bye, to His honour and glorie... the Emperour will not otherwise intricate Himself with our affaires, then He honorably maye.

<sup>4)</sup> Sttpprs. VIII. Verschiedene Korrespondenzen des Königs mit seinen Gesandten aus den Jahren 1537, 38 und 39 eröffnen diesen Gegenstand. Herbert, p. 434, berichtet, dasz Heinrich die Vertheidigung Mailands habe übernehmen sollen.

glaubten. Dem König kam dergleichen nicht in den Sinn, ihm war das Luthertum schon wegen seines Stifters verhaszt, und auch zu der Verbindung mit Kleve hatte ihn nur die Not des Augenblickes gebracht; sobald die augenscheinliche Gefahr aufhörte, liesz er den Herzog fallen. Manche auch fürchteten, dasz gerade durch das Bündnis, welches freilich dem Papst und Kaiser höchst unangenehm war, die Gefahr für England grösser geworden sei. Am letzten November 1539 kamen in Venedig die Abgeordneten von Frankreich und dem Kaiser zusammen, und Harvel schrieb von dort aus die beunruhigendsten Nachrichten über die Pläne, die gegen England dort und in Rom im Werke wären, an Lord Cromwell: „Es sei kein Wunder, wenn die Kaiserlichen und Pöpstlichen wütend seien wegen der Beziehungen Englands zu Kleve und den Protestanten, man möge wachsam sein und sich auf alle Fälle bereit halten“<sup>1)</sup>.

War so englischerseits das Bündnis kein reines und ehrliches, so sah auch Kleve in demselben kein groszes Heil; man mochte geglaubt haben, dasz der Kaiser sich angesichts desselben zur Nachgibigkeit verstehen würde. Namentlich auf Heinrichs Vermittlung beim Kaiser hatte Wilhelm gehofft; jener aber liesz ihm jetzt mittheilen, dasz Karl von seiner Interzession nichts hören wolle und man sich auf alle Gefahren bereit halten müsse. Der Herzog war darüber sehr bestürzt, er fürchtete nun auch Nachteile von dem Vertrage für sich und wünschte, dasz derselbe in anderen Worten von gleicher Wichtigkeit und weniger Gefahr für ihn abgefasst würde. Augenscheinlich hoffte er noch immer auf ein gütliches Abkommen mit dem Kaiser; die sechs Kurfürsten versprachen bei diesem dahin zu wirken, dasz er den Erbfolgestreit auf gerichtlichem Wege entscheiden lasse (to take lawe againste the Duke) und keine Gewalt gebrauche. Ferdinand selbst hatte ihm ein gleiches versprochen; aber diesen band die Rücksicht auf seinen Bruder zu sehr, als dasz von ihm viel zu hoffen gewesen wäre; als er von Brabant kam, hatte er einen groszen Umweg gemacht, um nur des Herzogs Gebiet nicht berühren zu müssen. In der That war keine grosze Aussicht, auf friedlichem Wege sich auszugleichen. Der Gesandte, der um die Belehnung Wilhelms mit Kleve bitten sollte, ward von Granvella sehr grob abschlägig beschieden, „er habe keinen Auftrag, ihm irgend weitere Antwort zu geben, und er könne abreisen, so bald es ihm beliebe“. Der Kaiser selbst aber liesz sich vernehmen: „man solle ihm nicht damit kommen, den Streit friedlich beilegen zu wollen; er wisse, dasz kein Fürst in Deutschland ihn gern im Besitz von Geldern sehe“. Merkwürdigerweise liesz sich der schwache und leichtgläubige Herzog Wilhelm durch Ferdinand, welcher ihm versicherte, dasz der Kaiser günstig gegen ihn gestimmt sei, und dasz er selbst Alles für ihn thun wolle, bestimmen selbst zum Kaiser zu reisen, der damals zur Beruhigung der Genter sich in den Niederlanden aufhielt. Er glaubte den Versicherungen Ferdinands und des Herzogs Heinrich von Braunschweig, und achtete weder auf die Bitten seiner Stände, die darin grosze Gefahr sahen, noch auf die Vorstellungen des englischen Gesandten, dasz ein solcher Schritt bei seinem Bundesgenossen, dem Könige von England, notwendig Misstrauen erwecken müsse. Wie vorauszusehen war, kehrte er unverrichteter Sache zurück, ohne etwas anderes erreicht zu haben, als dasz die Schwäche seines Charakters Freund und Feind noch mehr in die Augen gefallen war. Es mag sein, dasz, wie Wotton vermutete, Ferdinand wirklich dem Herzoge zu helfen suchte, dasz er daran dachte, ihn durch Verheiratung mit einer seiner Töchter (die später wirklich zu stande kam) in enge Beziehung zu seinem Hause zu setzen; wahrscheinlich ist dies indes nicht; am wenigsten aber konnte er hoffen, seinen Bruder, dessen Gesinnungen er zu genau kannte, zur gütlichen Ausgleichung stimmen zu können. Wilhelm betrachtete indes sein Verhältnis zum Kaiser mit ängstlichen Augen; einen neuen Vertrag, welchen ihm Heinrich anbot, worüber wir jedoch nichts genaues wissen, hat er zurückgewiesen, dagegen mit Frankreich anzuknüpfen versucht, von wo er sich nähere und sichere Hilfe versprach. Heinrich, wol schon in der Absicht sich seiner zu entledigen, arbeitete für ihn in Paris; es kam in der That eine Verlobung — woraus aber keine Heirat ward — zwischen der Prinzessin von Navarra und ihm, und selbst ein Defensivbündnis mit Frankreich zu stande. Zu gleicher Zeit aber hörte das Verhältnis zu England auf, und man sah nun binnen kurzem einen merkwürdigen Umschlag in der Stellung der Parteien überhaupt, den Kaiser und Heinrich wieder auf der einen, den König von Frankreich und die Protestanten wieder auf der anderen Seite, und bald darauf den Kaiser auch mit letzterem geeinigt gegen Frankreich, den Papst und die Türken. Wir haben gesagt, dasz das Bündnis zwischen England und Kleve ein unwahres und darum keine lange Dauer versprechendes gewesen sei; es lag in der Natur der Sache, dasz, so bald die Umstände, welche England dahin getrieben, aufhörten oder sich änderten, auch der Bund sofort gelockert und gelöst werden musste. Diese Aenderung trat bereits im Anfang des Jahres 1540 ein. Der Waffenstillstand von Nizza und selbst die Verabredungen von Aiguesmortes trugen nicht die Garantien eines dauernden Friedens in sich: die vorzüglichsten Streitfragen waren unerledigt, und keine Partei fühlte sich so geschwächt, dasz sie von ihren Ansprüchen etwas hätte aufgeben mögen. Noch einmal hatte der

<sup>1)</sup> Korrespondenzen Harvels vom 5. und 30. December 39.

Kaiser durch den Vorschlag einer Doppelheirat zwischen seiner Tochter und dem Herzoge von Orleans, zwischen Ferdinands Sohne Maximilian und Margarethe, Franzens Tochter, den Frieden zu erreichen gesucht; seiner Tochter wollte er die Niederlande, die Grafschaft Burgund und Geldern und Zütphen mitgeben; nur Mailand konnte und wollte er nicht abtreten; denn die militärische Position in Oberitalien war eine der Hauptstützen der österreichischen Macht, wie ja auch bis in unsere Tage Oesterreich wesentlich ein italienischer Staat war. Für Frankreich aber war es von gleich hohem Interesse, die Nebenbuhler aus dieser starken Stellung hinausgedrängt zu sehen, sich selbst in Besitz derselben zu setzen; es bestand auf seinen mailändischen Ansprüchen und die Verhandlungen zerschlugen sich, 5. Juni 1540.

Jetzt schwanden für Heinrich VIII. alle Besorgnisse: er liesz den Herzog von Kleve fallen, und die ersehnte Scheidung von Anna erfolgte am 12. Juli. Zwar lag der Hauptgrund derselben in dem unbesiegbaren Widerwillen des Königs gegen die klevische Prinzessin, und es ist anzunehmen, dasz sie auch unter anderen Umständen erfolgt sein würde; doch einen Bruch mit Kleve und den deutschen Protestanten möchte sie dann noch nicht im Gefolge gehabt haben. Liesz er auch dem Herzoge versichern, dasz die freundschaftlichen Beziehungen nicht abgebrochen werden sollten, so lag es doch nicht in seiner Meinung und seinem Interesse, dieselben länger fortzusetzen, vielmehr begann er sich dem Kaiser zu nähern. An diesen Wechsel der ausländischen politischen Beziehungen knüpften sich strengere Maszregeln gegen die Protestanten Englands und erneuerte stärkere Hinneigung zu den Dogmen der katholischen Kirche. Und im Zusammenhang damit stand nicht minder die Hinrichtung Cromwells, der sich längst nicht mehr der alten Gunst des Königs erfreute und darum in letzterer Zeit mit Ehren überhäuft ward; nun plötzlich ward er angeklagt, die protestantische Lehre und deren Verbreitung begünstigt zu haben; darin hatte man Recht. Er ward wegen Hochverrats enthauptet. Dieser Hochverrat aber bestand im Grunde darin, dasz er den König zu der Heirat mit Anna von Kleve beredet hatte, die nach seiner Schilderung eine grosze, schöne, liebenswürdige Dame sein sollte. Obgleich sie auch anderweitig als liebenswürdig geschildert wird, war sie doch nicht nach Heinrichs Geschmack, und das muste Cromwell mit dem Tode büssen (29. Juli). Von den überspannten Plänen, mit denen er, der Sohn des Grobschmieds von Putney, sich getragen haben soll, durch Verheiratung mit der Prinzessin Marie selbst dereinst zum englischen Königsthron zu gelangen<sup>1)</sup>, haben wir hier nicht zu reden. Sein Geschick aber hatte er nicht verdient, wenn es nicht ein Verbrechen war durch geistige Tüchtigkeit sich zu einem Posten im Staate aufgeschwungen zu haben, für welchen die hohe Aristokratie das Monopol zu besitzen glaubte.

An seine Stelle traten der Herzog von Norfolk, dann Gardiner, Bischof von Winchester, und Wriothesley, eifrige Katholiken, und „eine grausame Zeit kam über England“. Doch behauptete sich zum Glück für die Protestanten Cranmer neben allen. In des Königs Absicht lag es mit dem Kaiser wieder auf freundschaftlichen Fusz zu kommen; allein noch waren die Verhältnisse zu wirr: er wartete, bis sie sich einigermaßen consolidiert hatten. Zwar des Kaisers Allianz mit Franz war gebrochen: am 16. Juni hatte der französische Gesandte in Gent Audienz bei Granvella verlangt, dieser sie verweigert. Allein man mochte in die Pläne des Kaisers noch nicht rechte Einsicht haben, sprach er doch selten und nur im vertrautesten Kreise offen sich darüber aus. Darum zeigte sich auch Heinrich noch unbestimmt. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) befanden sich Stefan Gardiner und Henry Knight; sie nahmen eine sehr zweifelhafte Stellung ein: bald entschuldigten sie ihren König bei den Protestanten, bald erboten sie sich in dessen Namen zu einer Aussöhnung mit dem Papste unter Vermittlung des Kaisers, wenn die Restitution der geistlichen Güter nicht verlangt würde. Auch traten nochmals Irrungen mit dem Kaiser ein, die einen völligen Bruch herbeizuführen droheten. Diesmal waren sie handelspolitischer Art. Heinrich hatte anfangs 1540 ein Statut bekannt machen lassen, welches den Handel der Niederländer in England beschwerte und gegen die alten Privilegien derselben verstiesz. Waaren, die nicht auf englischen Schiffen eingeführt würden, sollten erhöhten Zoll geben, und Vieh, Getreide, Holz und Leder gar nicht aus England ausgeführt werden. Die niederländische Regierung hatte Repressivmaszregeln ergriffen, über die sich Heinrich seinerseits bitter beklagte: sie hatte geboten, dasz kein englisches Schiff mit Waaren aus flandrischen Häfen auslaufen dürfe. Er drohte, dasz, wenn man jene Maszregel nicht aufhebe, er gänzlich mit dem Kaiser brechen müsse; und als dieser sich dennoch schwierig zeigte, knüpfte er in der That neue Unterhandlungen über einen Heiratsvertrag mit Franz von Frankreich an. Indessen scheint es, als sei es ihm wenig Ernst damit gewesen und habe er dadurch nur den Kaiser einschüchtern wollen. Auch scheint ihn Franz durchschaut zu haben; schon im Bunde mit dem mächtigen Sultan, glaubte er englischer Hilfe nicht zu bedürfen, scheute sich auch durch ein Bündnis mit England die Sympathieen des Papstes, die ihm wichtiger und nützlicher waren, zu verscherzen. „Ich bin überzeugt“, antwortete er, „mein guter Bruder verlangt nicht, dasz mein Sohn von Orleans einen

<sup>1)</sup> Wallop an Heinrich. Paris, 5. Juli 1540.

Bastard heirate, und ich werde das nie zugeben<sup>1)</sup>. Als Heinrich sich erbot Marien für legitim zu erklären, stellte jener neue, unannehmbare Bedingungen: er verlangt eine Mitgift von 5—600,000 Kronen; Heinrich soll den Titel eines Königs von Frankreich ablegen. Da brach dieser entrüstet die Unterhandlungen ab<sup>2)</sup>.

Um so eifriger wurden die Verhandlungen mit dem Kaiser wieder aufgenommen. In Valladolid empfing Granvella die englischen Gesandten und war „wundervoll freundlich“ als sie das flandrische Edikt berührten; „es sei die beste Aussicht hinsichtlich der niederländischen Streitigkeiten“, meldeten sie dem König (3. Mai). Man einigte sich schnell; am 29. Juni ward das Edikt, welches den Handel der Engländer in den Niederlanden beschränkte, zurückgenommen, gleichzeitig die Schifffahrtsakte Heinrichs für die Niederlande und Spanien<sup>3)</sup>. An demselben Tage kamen die Präliminarien eines förmlichen Bündnisses zu stande, doch sollte einstweilen die Sache noch geheim gehalten werden<sup>4)</sup>. Denn so sehr gespannt auch das Verhältnis mit Frankreich war, hauptsächlich wegen der Einnischung Franzens in die schottischen Händel, — La Planche sagte dem englischen Gesandten Paget in Paris: „Von dem einen könnt Ihr überzeugt sein, dasz ein König von Frankreich niemals die Unterdrückung eines Königs von Schottland zugeben wird“ — so scheute sich Heinrich doch noch immer vor dem offenen Bruche, oder vielmehr, er wollte diesen nicht erklären, bevor nicht das Bündnis mit dem Kaiser definitiv zu stande gekommen wäre. Darum wies er seine Gesandten an fest zu behaupten, dasz seine Verhandlungen mit dem Kaiser nur Handelsangelegenheiten betrafen; doch lieszen sich die Franzosen nicht täuschen. Der französische Admiral erklärte trotzig Paget: „Si vous nous voulez faire la guerre faites la“<sup>5)</sup>, und Franz selbst sprach sich gegen diesen bitter über Heinrich aus: „Er fürchte den König ganz und gar nicht, der wäre nicht im stande ihm zu schaden; sein eigenes Volk liebe ihn nicht, und er habe gegen sich Gott und die ganze Welt“ u. s. w.<sup>6)</sup>. Zuletzt bekam Paget keine Audienz mehr, und es ward verboten mit ihm und dem Gesandtschaftspersonal überhaupt zu verkehren. Erst am 20. Februar 43, nachdem bereits das Offensiv- und Defensivbündnis mit dem Kaiser abgeschlossen war, ward jener zurückberufen, aber noch eine Zeit lang in Boulogne zurückgehalten, bis sein Nachfolger angekommen sei, der dann freilich nicht erschien.

## II. Heinrich VIII. Bündnis mit Kaiser Karl und Krieg gegen Frankreich.

Am 1. Juli 1542 war der Bischof von Westminster nach Spanien abgegangen zu den Verhandlungen über das englisch-kaiserliche Bündnis; erst am 11. Februar 1443 ward es abgeschlossen, am 8. April vom Kaiser ratifiziert und im Juni veröffentlicht<sup>7)</sup>. Die hauptsächlichsten Bestimmungen betrafen folgende Punkte: 1) Ein Defensivbündnis wird geschlossen, das sich auf alle Länder des Königs und des Kaisers erstreckt. Wird eines derselben mit wenigstens 10,000 Mann angegriffen, so soll man binnen vierzig Tagen sich gegenseitig mit so viel Mannschaft zu Hilfe kommen, als man für 700 Kronen täglich unterhalten kann; diese Hilfe soll auf vier Monate geleistet werden. Der König von England ward indes dabei etwas günstiger bedacht. Werden beide Fürsten zugleich angegriffen, so brauchen sie sich nicht zu unterstützen. Es soll kein einseitiger Friede geschlossen werden, und Niemand ohne Wissen und Willen des einen Theiles von dem andern in das Bündnis aufgenommen werden. — Diesen allgemeinen Bestimmungen des Defensivbündnisses steht gegenüber 2) das Offensivbündnis. Der König von Frankreich soll aufgefordert werden seine Verbindung mit dem Sultan abzubrechen, Schadenersatz zu leisten für die Verluste an die Türken, und den Kaiser gegen diese zu unterstützen; er soll dem König von England die Schulden zahlen und zur Sicherheit für die Auszahlung dieser, sowie des Jahrgeldes, einige Lande demselben versetzen: Ponthieu mit Boulogne, Montreuil, Terouenne und Arde, ohne alles französische Hoheitsrecht. Geht Franz hierauf nicht ein, so sollen beide Fürsten ihm den Krieg erklären<sup>8)</sup>.

<sup>1)</sup> Paget an Heinrich, 13. März 1542.

<sup>2)</sup> Sttpprs. VIII. a. e. Heinrichs stolze Antwort war: This demaunde is soo unreasonable, as We cannot condescende to it, ne We had any suche, nede of frendship, when thEmperour and the French King were so greate that all the world thought them oone, as could then have induced Us to have agreed to any suche demande without other reciproque. And God be thanked, We nede moche lesse nowe to seke it, ne purpose not to embrace it, onles We maye have it with honest and frendly conditions.

<sup>3)</sup> ... ut mercatores Angliae dicti subditi Imperatoris in eo jure sint quo ante dictum Edictum fuerunt. Sttpprs.

<sup>4)</sup> Quodeunque inter nos et Illustrissimos Dominos nostros antedictos inter tractandum de federe arctioris amicitiae utrinque dictum propositum aut communicatum fuerit id omne dictum et secretum servabitur. Sign. Orator ac Commissarius Caesarei Mat<sup>is</sup> Eustachius Chapuys. Aengstlich wird dieselbe Bestimmung nochmals wiederholt.

<sup>5)</sup> Sttpprs. IX. Paget an Heinrich, 7. September 1542.

<sup>6)</sup> Paget an Heinrich, 29. September.

<sup>7)</sup> Ausführlich gedruckt bei Rymer, foed. tom. XIV., p. 777, und in Recueil des Traitez de Paix, tom. II., 676.

<sup>8)</sup> Karl hielt das für überflüssig, weil Franz ihn im vorigen Jahre ohne vorherige Ankündigung angegriffen habe, also jetzt schon faktischer Kriegszustand sei; man branche ihm höchstens die Forderungen bekannt zu machen.

und Heinrich nimmt in Anspruch das Königtum von Frankreich, die Normandie, Aquitanien und Guyenne; der Kaiser Burgund (Herzogtum) und die Grafschaften Amiens und Ponthieu. Ehe nicht alle diese Länder erobert sind, soll kein Theil den Krieg aufgeben. Jeder soll mit 25,000 M. Frankreich angreifen<sup>1)</sup>. Endlich bestimmt man noch, 3) dasz die Handelsverhältnisse auf Grundlage des Vertrages von Cambray (5. Aug. 1529) neu geordnet werden sollen; und dazu ist noch die eigentümliche Bestimmung gefügt, dasz kein englisches Buch in Deutschland — worüber nun freilich der Kaiser nicht verfügen konnte — noch in den Besitzungen des Kaisers gedruckt und verkauft werden soll; kein deutsches Buch in England, bei Strafe des Gefängnisses. Zur Sicherung des Handels sollen beide Theile eine Flotte halten von 2—3000 Mann.

Betrachten wir dieses englisch-burgundische Bündnis und seine Bedeutung etwas genauer. Wir haben gesehen, wie England mit Frankreich in ein Schutz- und Trutzbündnis getreten war, weil es in der Allianz mit dem Kaiser seinen Vortheil nicht gefunden, vor allem, weil es von der damaligen gewaltigen Uebermacht desselben, zu der es selbst geholfen, zurückschrak, sich selbst durch dieselbe bedroht sah. Die Scheidung Heinrichs von Katharina, die Lossagung vom Papste machten den Riß noch grösser. Wir sahen, wie thätig er war, die Feinde des Kaisers in Deutschland zu unterstützen, ihm neue zu erwecken, seine Macht zu schwächen; allein er sah seine Thätigkeit selten von Erfolg gekrönt, und in seiner Verbindung mit Franz gieng er leer aus, während dieser den Vortheil davon zog. Auch die Hoffnung auf eine kirchliche Neuerung in Frankreich, von der er sich viel versprochen, sah er nicht realisiert. Die lübecker Allianz hatte ihm Geld gekostet, aber keinen Vortheil gebracht, eher ihm geschadet. In dem neuen Kriege des Kaisers mit Franz versuchte er neutral zu bleiben: die Folge war das bedrohliche Bündnis beider gegen ihn. Er sah sich gezwungen sich den Protestanten anzuschliessen, so verhaszt ihm dies unlautere Verhältnis auch war. Aus dieser mislichen Lage befreite ihn jetzt der erneute Bruch zwischen dem Kaiser und Franz. Durfte er abermals müsziger Zuschauer bleiben, da er gesehen, welche Früchte ihm aus solcher Stellung erwachsen waren? Aehnlichen Verabredungen, wie sie in Aiguermortes gegen ihn getroffen waren, musste er zuvorkommen, indem er am Kampfe und somit auch an den Friedensbestimmungen theilnahm. Andere entscheidende Gründe fand er in seiner damaligen Stellung zu Frankreich. Bei dem früheren Bündnis mit dieser Macht hatten doch alle jene Beziehungen und Verhältnisse fortbestanden, die Frankreich und England als Erbfeinde einander gegenüber stellten, nur dasz sie einstweilen vor der Macht anderer Umstände in den Hintergrund getreten waren. Sobald sich diese änderten, traten auch jene wieder hervor und zeigten sich in allerlei Händeln. Wir sahen, dasz es über Schottland, welches Franz nicht fallen lassen konnte und wollte, bereits zu lebhaften Streitigkeiten gekommen war; andere folgten über die Säumigkeit desselben in Zahlung seiner Schulden und Jahrgelder; französische Schiffe wurden in England angehalten, die Franzosen gebrauchten Repressivmassregeln; die Art und Weise, wie das Anerbieten einer Vermählung der Prinzessin Marie mit dem Dauphin zurückgewiesen war, hatte die Erbitterung nicht wenig vermehrt. Und dazu kam nun noch, dasz Franz jetzt der Verbündete des Papstes war, der seine feindlichen Absichten auf Heinrich noch immer nicht aufgegeben hatte, noch immer dahin strebte eine Koalition gegen den Apostaten ins Werk zu richten; eine Gefahr, deren Gewicht dieser nie verkannte, gegen die er sich nie gleichgiltig zeigte.

Dagegen war sein persönliches wie das politische Verhältnis zu Kaiser Karl ein ganz anderes geworden. Die Neigung für seinen Neffen war trotz der Kämpfe der vorhergehenden Jahre nicht erloschen; grollte dieser früher hauptsächlich wegen des Schimpfes, der seiner Tante durch die Scheidung widerfahren war, so war mit dem Tode Katharinas der Groll beseitigt; jetzt entschloz sich der König auch seine und Katharina's Tochter Maria für legitim zu erklären, sie, die in der Religion ihrer Mutter erzogen war. Die Verwandtschaft ward wieder in Erinnerung gebracht. Hatte Heinrich einst die Uebermacht des Kaisers gefürchtet, so musste er seitdem längst erkannt haben, wie wenig er davon in Wahrheit zu besorgen hatte. Trotz seiner unaufhörlichen Kämpfe hatte jener immer noch nicht das erstrebte Ziel erreicht; seine Unternehmungen gegen Frankreich waren trotz einzelner groszer Erfolge an der nationalen Kraft dieser einheitlichen Macht gescheitert. Noch weniger hatte er im Reiche durchzusetzen vermocht; nicht nur der schmalkaldische Bund setzte seinen religiösen und monarchischen Absichten mächtige Schranken; als er mit Franz im Bunde war, sah er plötzlich das gesammte Deutschland gegen sich vereinigt. Vor allem aber scheint für Heinrich Karls Verhältnis zum Papste massgebend mitgewirkt zu haben. Seit längerer Zeit war dieses ein gespanntes geworden. Der Papst kannte und fürchtete die Absichten des Kaisers, die allerdings den Protestanten Verderben drohten, aber auch auf eine Reform der Hierarchie hinzielten; denn ganz im alten Sinne der Oberhoheit über die gesammte Christenheit faszte Karl seine

<sup>1)</sup> In der Instruktion Westminsters heiszt es: wenn dem Kaiser eine gegenseitige Hilfe von 25,000 M. zu viel sei, so solle man 15,000 vorschlagen, doch sollen 25,000 im Traktat stehen bleiben „for thonnour therof and terrour of thennemye“.

Stellung als Kaiser auf und wollte sich deshalb einen entscheidenden Einfluß auch bei den Reformen, die auf dem nächsten Konzil zur Sprache gebracht werden sollten, sichern. Die feste Stellung in Oberitalien aber war es hauptsächlich, von welcher aus er seinen Absichten und den zu erwartenden anti-päpstlichen Beschlüssen des Konzils den gehörigen Nachdruck geben konnte. Mehr als einmal hat Paul III. den Wunsch ausgesprochen, die Franzosen möchten statt der Kaiserlichen in Mailand herrschen, und offenbar in diesem Sinne war es, daß er den Frieden zu vermitteln suchte; — obgleich er öffentlich Franz auffordern liesz, seine Ansprüche auf Mailand aufzugeben. Kein Wunder daher, daß Karl die päpstlichen Vermittlungsvorschläge zurückwies, zumal nun auch die Verbindung der Franzosen mit den Türken offen hervortrat, die es dem Papste zur Pflicht machte gegen sie Partei zu nehmen; dieser aber trotzdem bei seiner Neutralität verharrte. Zwei Kardinäle schickte er, den einen nach Frankreich, den andern, Contarini, nach Spanien; schon anfangs September kehrte letzterer mit der Antwort zurück, daß er sich nicht mit der Sendung eines Kardinals wieder bemühen möge, denn der Kaiser sei entschlossen, angesichts der Provokationen des Königs von Frankreich, ein Ende zu machen und gegen diesen so weit zu gehen, als er irgend könne<sup>1)</sup>. Kardinal Da Silva, den der Papst am 27. September nach Spanien schickte, ward ebenfalls zurückgewiesen<sup>2)</sup>. Endlich gieng der Kaiser in seinem Mismut über jenen so weit, daß er allen Fremden den Besitz von Pfründen in Spanien und den Genuss von Pensionen von dorthier verbot. Das waren für König Heinrich erwünschte Nachrichten, er fühlte sich jetzt gleichsam dem Papste gegenüber mit dem Kaiser in derselben Lage. Er war damals ebenso eifrig katholisch als dieser; die schon 1539 erlassenen berüchtigten Blutartikel, welche wesentlich das katholische Dogma aufrecht hielten, wurden jetzt mit grausamer Strenge gegen die Protestanten durchgeführt. Nur, daß sein Verhältnis zum Papste in einer gegenseitigen völligen Nichtanerkennung bestand, während zwischen diesem und dem Kaiser nur augenblickliche Mishelligkeiten herrschten<sup>3)</sup>. Für Heinrich war somit das Bündnis zugleich gegen den Papst gerichtet, der damals mit König Franz auch in Schottland gegen ihn intriguierte.

Endlich versprach sich Heinrich diesmal von dem Kriege reelle Vortheile. Er wiegte sich nochmals in jenen alten Ideen und sanguinischen Hoffnungen seiner Jugendtage durch eine Eroberung Frankreichs die verjährten Ansprüche der Plantagenets zur Geltung zu bringen. Ob er alles Ernstes an die Verwirklichung solcher Träume dachte, unterliegt freilich groszem Zweifel; das Bündnis aber sah ganz darnach aus, es trägt vollkommen den Charakter der früheren Allianzen Englands mit Burgund und jedenfalls hoffte er auf nicht unbedeutende Erwerbungen.

Viel weniger aber dachte der Kaiser daran, den Wortlaut des Vertrages realisieren zu wollen; eine Theilung Frankreichs mit England, an sich eine Unmöglichkeit, lag am wenigsten in seinem Interesse. Seine Absicht war keine andere, als Franz zu zwingen seine Verbindung mit den Türken aufzugeben, sich dadurch freie Hand gegen diese und für seine Pläne in Deutschland zu machen, und endlich, Mailand in Paris zu erobern. Von Mailand aber stand kein Wort in dem Allianzvertrage; um Heinrich sicher zu machen, gieng er vielmehr scheinbar ganz auf dessen Pläne ein. Denn die Vortheile, die er dadurch erzielte, lagen auf offener Hand. Rings von Feinden umgeben, die sich gerade jetzt zu einem gemeinsamen Angriffe gegen die Macht des Hauses Burgund die Hand boten, mußte ihm jede Verbindung erwünscht sein; die mit England aber um so mehr, als er dadurch eine Macht auf seine Seite zog, die ihm bisher feindlich entgegen gestanden hatte. Die Verbindung mit Kleve war nun definitiv gelöst. Nicht nur hoffte Karl auf eine ansehnliche Unterstützung seiner militärischen Operationen in Frankreich, auch seine Niederlande waren durch die englische Position in der Flanke mehr gedeckt; denn diese waren von allen Seiten zumeist bedroht: von Frankreich her, von Kleve, und zur See von den Dänen, die, mit Frankreich verbündet, wiederholte Einfälle machten, ohne daß man sich ihrer immer erwehren konnte. Die Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn, schrieb damals (6. Nov. 1542) an Granvella: „Ihr scheine, daß das Bündnis mit England gesucht werden müsse, so weit es nur immer die Ehrbarkeit gestatte, und selbst ein klein wenig darüber hinaus, — d. h. in einfaches Deutsch übersetzt: selbst mit etwas Betrug und Täuschung, — denn unmöglich könnten die Niederlande allein und ohne Freunde sich

<sup>1)</sup> Sttpprs. IX. Boner an Heinrich. Barbastro (in Aragonien), 9. September 1542.

<sup>2)</sup> Wahrscheinlich dieselbe Mission, welche Ranke mittheilt aus Pap. d'état de Gr. II., 647, worauf die Antwort lautet, „daß der Kaiser der angegriffene, betrogene und beleidigte Theil sei, und sich nicht werde abhalten lassen, seiner Pflicht nachzukommen“. Ranke IV., p. 198, 199.

<sup>3)</sup> Karl hielt es für nötig, das Bündnis mit den Engländern beim Papste zu entschuldigen: „es sei nur gegen das französisch-türkische geschlossen“. — Auch dem König Franz fiel es plötzlich schwer aufs Gewissen, daß er früher mit dem ketzerischen Engländer verbunden gewesen sei: The French King as I undirstond, hath demandid of the Bushop to be absolvit of his trespasse committed in joyning lige and practises with Your Majeste, in time passid, ayenst the rites and lawis of the Romayn church; wih al men notith to be of most ridicolous lightnes and imprudence considering Him to be an open Turk with his adherentes. — Harvel an König Heinrich. Venedig, 6. Januar 44.

halten“. Auch stand der Kaiser nicht an über die Ehrbarkeit hinauszugehen, denn er übernahm gegen England Verpflichtungen, denen er nie nachzukommen gedachte. Doch liesz er sich dadurch nicht beirren: ein passender Vorwand sich derselben zu entledigen, liesz sich leicht auffinden, wenn er nur erst seine Zwecke erreicht hatte. Er handelte mit bewuster Treulosigkeit sowol hier wie in den Verhandlungen mit den Protestanten. Es gehört nicht hierher diese näher zu betrachten, doch müssen wir kurz daran erinnern.

Der Kaiser hat seine Absichten gegen die Protestanten und vornehmlich gegen den schmalkaldischen Bund, den er als einen Staat im Staate nicht zu dulden fest entschlossen war, nie aufgegeben; jetzt aber brachte die Not des Augenblicks, und das Bewusstsein, dasz er nur mit einer kräftigen Unterstützung der Deutschen seine Pläne auf Frankreich durchzusetzen im Stande sei, auf kurze Zeit eine Vereinigung mit ihnen zuwege. Von jeher war es sein Prinzip die ihm feindlichen Kräfte eine zur Vernichtung der andern zu gebrauchen. Noch war ihm in gutem Andenken, wie einst sein aus Protestanten zumeist bestehendes Heer Rom erobert hatte; aber gegen sie nahm er zu anderer Zeit die Hilfe des Papstes in Anspruch. Jetzt wollte er mit ihrer Hilfe den übermütigen Nachbar demütigen, um darnach gemeinschaftlich mit diesem jene anzugreifen, oder doch wenigstens seiner unbequemen Einmischung überhoben zu sein. Doppelt gewann er durch diese Verbindung mit den Protestanten, die ihn auch für längere Zeit eine Verfeindung derselben mit Frankreich erwarten liesz. So sehr wuste er sie zu täuschen, dasz sie ihm bei der Vorbereitung des Kampfes gegen sie selbst behilflich sein musten; ihr volles Vertrauen wuste er sich zu erschleichen, sie hatten keine Ahnung von jener treulosen *reservatio mentalis*, die er sich dabei erlaubte.

Es kam ihm dabei sein damaliges Verhältnis zum Papste nicht wenig zu statten. Wir sehen, wie freudig Johann Friedrich die wachsende Spannung zwischen beiden betrachtete, wie begierig er jede Nachricht seiner Gesandten aufgriff, welche die Hoffnung eines völligen Bruches nähren konnte. Durch besondere Verträge und mündliche Zusagen hatte Karl sich verpflichtet, dasz ein gemeines freies christliches Konzil, das ja die Protestanten stets gefordert hatten, gehalten werden solle, und im Falle ein solches nicht erreicht werde, solle demnächst ein Reichstag zur Vergleichung der Religion veranstaltet werden, dazu die Protestanten ihre Entwürfe im voraus sollten ausarbeiten lassen. Bis dahin ward die Fortführung der Reformation in den Ländern der einzelnen protestantischen Fürsten gewährleistet. Er versprach endlich auch Herstellung der Rechtsgleichheit der Protestanten und Katholiken: das Reichskammergericht, dessen Beschlüssen, die stets das Gepräge der katholischen Majorität trugen, jene in letzterer Zeit kaum noch Anerkennung gezollt hatten, sollte anders besetzt werden. Das waren die Versprechungen, die den Protestanten zu Speier 1544 gemacht wurden. Hessen und Brandenburg waren bereits früher durch Separatverträge gebunden, dem Landgrafen war noch besonders zugesichert, dasz in keinerlei Weise in Religionsachen gegen ihn verfahren werden sollte.

Häufig finden wir bei despotischen Naturen einen Zug niedriger Tücke, ihre Opfer, über die sie bereits bestimmt haben, noch eine Zeit lang mit ihrer Gnade zu überschütten um sie desto sicherer dem Verderben zu weihen. Heinrich VIII. war nicht frei davon, bei Kaiser Karl finden wir in dieser Zeit ein gleiches. Nie war sein Verhältnis zu den Protestanten inniger gewesen, als gerade jetzt; nie waren deutsche Fürsten freudiger bereit gewesen ihren Kaiser zu unterstützen. Voll froher Genugthuung sehen wir den herrlichen Kurfürsten Johann Friedrich über seine Stellung zum Kaiser, die seine Unterthanenpflicht nicht mit seiner religiösen Ueberzeugung in Konflikt geraten liesz; und der Landgraf spricht freudig davon, welch' einen gnädigen Herrn er am Kaiser habe. Bald genug sollten sie enttäuscht werden. „Die Versprechungen werden nach Zeit und Umständen gegeben“, hat sich Granvella ausgedrückt; die beste Bezeichnung für den Charakter der habsburgischen Politik nicht bloz der damaligen Zeit. Als nach dem Regensburger Gespräche (1541) der Kaiser den Protestanten seine Deklaration wegen Freiheit der Religion gab, erneuerte er an demselben Tage das Nürnberger Bündnis. Wir hören, dasz er, als er ihnen die neuen Konzessionen auf dem Reichstage von Speier machte, die Katholiken des Gegentheils versichern liesz. Wie die Königin Maria hinsichtlich des englischen Bündnisses riet, ein wenig über die Ehrbarkeit hinauszugehen, so rät sie ihm jetzt sich den Protestanten zu befreunden, „die Zeit zu benutzen, bis er Mittel und Gelegenheit haben würde anders zu handeln“<sup>1)</sup>.

Ein anderer und der vorzüglichste zu Gunsten des Kaisers für die Protestanten maßgebende Umstand war die Verbindung Frankreichs mit den Türken, die allen Fürsten der Christenheit — auszer dem Stellvertreter Christi und dem allerchristlichsten Könige selbst — im höchsten Maße odiös war. Auch bei dem Bündnisse des Kaisers mit Heinrich war, wie wir sahen, jene Verbindung ein Hauptvorwand des Krieges. Dem am meisten bedrohten König Ferdinand hatte der englische König selbst eine direkte

<sup>1)</sup> Notiz bei Ranke V., 87.

Unterstützung angedeihen lassen<sup>1)</sup>. Die deutschen Stände aber, katholische wie protestantische, erklärten in dem Augenblicke, da der Angriff der Türken auf Deutschlands Grenzen sich erneuerte, Franz für einen Reichsfeind, obgleich er bis dahin nur Länder des Königs beunruhigt hatte. Sie scheueten sich nicht in den heftigsten und leidenschaftlichsten Ausdrücken ihren Unwillen gegen ihn laut werden zu lassen: „Er sei der elendeste, niederträchtigste, ehloseste und verabscheuungswürdigste Fürst, der je in der Christenheit gelebt habe“<sup>2)</sup>.

Merkwürdig überhaupt in diesen Jahren der unendlichsten Wirrnis ist die Erscheinung der abnormsten und eigentümlichsten Bündnisse und Verbindungen. König Franz verlangt vom Papste 4000 M. zur Vertheidigung Frankreichs gegen die Protestanten; 14,000 Franzosen und Türken belagern Nizza<sup>3)</sup>, und man hört als gewiss, dasz der Papst „mit unglaublicher Gehässigkeit und Infamie die Türkenfreunde und deren Verbündete (die Türken) unterstützen werde“<sup>4)</sup>; der schmalkaldische Bund der eifrigste Verbündete des Kaisers; aber der König Christian III., ein Mitglied dieses Bundes, und ebenso der bereits protestantische Herzog Wilhelm von Kleve Verbündete Frankreichs. Dazu die bedrohlichen Fortschritte der Türken in Ungarn und wieder die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen Heinrich mit Dänemark und Schweden, den Verbündeten Frankreichs steht<sup>5)</sup>; er verlangt vom Kaiser, dasz die Schotten für gemeinsame Feinde erklärt werden, dieser fordert eine gleiche Erklärung in Beziehung auf die Dänen, u. s. f. Es ist ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Beziehungen und Verbindungen, die bald sich knüpfen, bald sich lösen um wieder anderen Platz zu machen.

Noch im Jahre 1543 begann der Angriff des Kaisers und seines englischen Verbündeten auf Frankreich, jedoch ohne Erfolg; nicht nur weil die Jahreszeit zu weit vorgerückt war, sondern auch und hauptsächlich deshalb, weil der Kaiser ohne direkte Unterstützung der Protestanten doch noch nicht stark genug war, und weil er sowol, wie Heinrich von England, planlos den Feldzug begonnen hatte. Für das folgende Jahr traf er daher entscheidende Maszregeln; er schloz Frieden mit Christian III., in welchem er denselben als König von Norwegen und Dänemark anerkannte; — zu gleicher Zeit freilich erklärte er dem Pfalzgrafen, er werde seiner Zeit alles thun um seine Ansprüche auf Dänemark durchzusetzen; — auf dem Reichstage zu Speier und nach demselben bewog er durch die oben erwähnten Versprechungen die Protestanten und die gesammten Reichsstände zum Kriege gegen Frankreich. Endlich ward auch mit England ein genauer Operationsplan verabredet (31. December 1543), dessen vorzüglichste Bestimmungen folgende waren:

- 1) Die beiden Fürsten werden womöglich in Person mit ihren Heeren vor dem 20. Juni des folgenden Jahres auf französischem Boden stehen.
- 2) Der Kaiser wird durch die Champagne, der König an der Somme entlang in Frankreich einbrechen und wird sich jeder von ihnen die größte Mühe geben, nach Paris zu gelangen, wie es eine vernünftige Kriegsoperation und Rücksicht auf den Unterhalt der Truppen und die Gegenoperationen des Feindes ermöglichen werden<sup>6)</sup>.
- 3) Jeder der beiden Fürsten wird mit einem wol ausgerüsteten Heere von 35,000 Mann zu Fuß und 7000 Reitern erscheinen. Der König aber soll nicht zur Stellung einer so großen Truppenmacht verbunden sein, wenn er nicht die Deutschen, die er in Sold nehmen will, und für deren Herbeischaffung und gehörige Ausrüstung der Kaiser Sorge tragen wird, erhalten kann. Auch sollen bei jenen 43,000 M. inbegriffen sein die 2000 M. zu Fuß und 2000 M. zu Pferde, die der Kaiser verpflichtet ist auf seine Kosten zur Verfügung des

<sup>1)</sup> Aus einem Briefe Ferdinands vom 9. Aug. 1543 erfahren wir, dasz Heinrich ihm Geld geschickt und weiteres zu thun versprochen hatte. — — dupplici igitur nomine tum quod Nos tantopere amat, tum quod subsidium Nobis misit hoc tempore tam necessario haud mediocre, Serenitati Vestrae summas quas possimus agimus et habemus gratias. — Alba gibt in einem Briefe an Kardinal Farnese die Summe auf 40,000 Scudi an, 20. Aug. 43. Buchholz.

<sup>2)</sup> Sttpps. IX. Wotton an König Heinrich, Speier, 19. März 1544. They sayre not to saye and to confesse that He is le plus malheureux, le plus meschant, le plus deshonnore, le plus detestable Prince, qui jamais fust en la Chrestiente. Man beschloz ihn zu strafen, „damit jeder andere Potentat sich ähnlicher unchristlicher Handlungen enthalte“.

<sup>3)</sup> Und doch machte sich Barbarossa, der mit den Franzosen vor Nizza lag, kein Gewissen daraus damals 2000 dieser auf seine Galeeren bringen und fortführen zu lassen.

<sup>4)</sup> Aus unzähligen Stellen geht hervor, dasz sich der Papst wenig darum kümmerte, indirekt die Türken zu unterstützen; öfters wird er als Türkenfreund bezeichnet. Dagegen berichtet Sandoval, dasz, als Barbarossa von Nizza Slaven fortführte, der Papst sehr erbittert auf Franz gewesen sei, und einige Kardinäle beantragt haben, ihm den Titel des „allerchristlichsten Königs“ zu nehmen. Herbert 501.

<sup>5)</sup> Sttpps. IX., 500.

<sup>6)</sup> ... que le Roy... invadera l'edict royaulme par la riviere de Somme par les paisaiges que a l'heure Il trouvera les plus faciles et commodes a passer; et de la Il prendra son chemin vers Paris comme la commodité Luy pourra servir. Auquel voyage les dicts deux Princes feront tante diligence de bonne foy pour arriver à Paris, selon que la raison de la guerre, moyen des victuailles et ce que fera lennemy et autres empêchements, le comporteront. Sttpps. IX.



Königs zu stellen. Diese 4000 M. sollen in Gravelingen stehen, um am Tage der Invasion sich sofort mit den Engländern vereinigen zu können.

- 4) Die Statthalterin der Niederlande wird Befehl geben zur Stellung der nötigen Schiffe, um die englische Armee nach Frankreich zu befördern, und wird dann für die Weiterbeförderung sorgen; ebenso zur Verpflegung der Armee Lebensmittel zu mässigen Preisen beschaffen lassen.
- 5) Eine Kriegsflotte, zu welcher der König und sein kaiserlicher Verbündeter jeder 2000 Seeleute und Soldaten stellen, wird die Ueberfahrt decken, und auch nach derselben zur Sicherung des Meeres ihre Station im Canal haben.

Nach solchen Vorbereitungen begann nun der Feldzug des Jahres 1544.

Im Juni machte sich der Kaiser mit seinem zumeist aus Deutschen bestehenden Heere auf den Weg gen Paris, stolzer Hoffnung voll, wie sein Verbündeter, der am 15. Juli auf einem mit goldgestickten Segeln prachtvoll ausgerüsteten Schiffe in Calais landete. Bald genug aber zeigten sich die Schwierigkeiten, die sich dem ursprünglichen Plane entgegenstellten, und mit ihnen zugleich begannen die Differenzen zwischen den Alliierten. Heinrich begann sofort nach seiner Ankunft die Belagerung der für ihn höchst wichtigen Festung Boulogne, systematisch erobernd wollte er vordringen. Anders der Kaiser; der wollte direkt auf Paris losmarschieren und forderte den König auf, ihn dabei zu unterstützen; dieser weigerte sich dessen. Der eine wie der andere konnte sich dabei auf den Wortlaut des Vertrages berufen, der allerdings als Objekt des Angriffes Paris selbst bezeichnete; allein der zweite Artikel besagte auch, dasz man dabei auf die *raison de la guerre* und *moyen des victuailles* Rücksicht zu nehmen habe, und diese Rücksicht verbot beiden ein unbedachtsames Vorgehen. Offenbar übersah Heinrich die Lage besser als sein Verbündeter. Ehe er noch in Frankreich selbst eintraf, riet er ihm ab (im Juni 1544) in Person auf Paris selbst loszumarschieren, weil es schimpflich sein würde ohne Erfolg zurückkehren zu müssen, und das sei wegen der Schwierigkeit Lebensmittel herbeizuschaffen leicht möglich; er verwies ihn auf seine eigenen Erfahrungen, die er in dieser Beziehung bei dem Einfall in die Provence gemacht hatte<sup>1)</sup>. Allein ganz anders dachte der Kaiser. Freilich bei der Belagerung des unwichtigen Saint Dizier hatte er sich sechs Wochen lang aufgehalten, welche Zeit die Franzosen benutzten, die piemontesischen Truppen herbeizurufen und so gut als möglich ihre Verteidigungsanstalten zu verbessern. Mit der Belagerung von Chalons aber wollte er sich nun nicht weiter aufhalten; wir hören, dasz er im Innern des Landes eine leichtere Verproviantierung seiner Truppen erwartete und durch sein Weiterziehen die Feinde aus den Festungen zu locken hoffte; gegen Aller Meinung, heiszt es, habe er diesen Entschlusz gefaszt. Zu kühn liesz er Chalons und ein dem seinen an Zahl gleiches Heer zur Seite. Zu seinem Glück verhinderten die Kabalen der beiden königlichen Maitresses, Diana von Poitiers und der Herzogin von Estampes, ein einheitliches und entschlossenes Zusammenwirken der französischen Streitkräfte. Noch fielen ihm Epernay und Chateau Thierry in die Hände, letzteres mit bedeutenden Vorräten, die ihm um so mehr zu statten kamen, als bereits der Mangel in seinem Heere sehr fühlbar ward. Allein weiter vorzudringen wagte er doch nicht; in Paris freilich herrschte unendliche Bestürzung; man vermeinte jeden Augenblick das kaiserliche Heer vor den Thoren erscheinen zu sehen; aber man machte sich auch aufs Aeuszerste gefaszt; König Franz versäumte in der Not nichts den Feinden den Weg zu erschweren. Diese aber gerieten von Tage zu Tage in bedrängtere Lage; einzelne Kriegshaufen begannen bereits sich zu zerstreuen und der Mangel ward drückender; wäre selbst eine Eroberung von Paris möglich gewesen, so war doch die Besetzung der Stadt für den Kaiser gefährlicher als für die Franzosen. Jetzt zeigte sich, wie sehr Heinrich VIII. Recht gehabt hatte den Zug auf Paris zu widerrufen.

Es ist dem König, der sich elf Tage lang vergebens von den kaiserlichen Gesandten mit der Bitte um Hilfe bestürmen liesz, der ärgste Vorwurf gemacht, dasz er seinen Bundesgenossen im Stich gelassen habe, einzig auf eignen Vortheil bedacht gewesen sei; wir können diesem harten Tadel nicht beistimmen. Nicht die Erreichung besonderer Vortheile allein war es, die ihn bei der Belagerung Boulognes festhielt; die günstigsten Bedingungen hätte man in Paris dem Feinde vorschreiben können, wenn eine Eroberung und Besetzung dieser Stadt möglich war. Aber durfte er es wagen, angesichts der Entbehrungen, die das kaiserliche Heer zu erdulden hatte, dasselbe um das Doppelte zu vermehren? Und welche Erfolge konnte man sich von der Eroberung von Paris versprechen? Als Bourbon Rom erobert hatte, kostete es unendliche Mühe das Söldnerheer innerhalb der groszen Stadt vor völliger Auflösung zu bewahren. Wir dürfen nach unsern jetzigen militärischen Zuständen, nach unsrer geordneten Heereseinrichtung nicht den Maszstab legen an die wilden ungezügelten Haufen, aus denen die Heere damaliger Zeit bestanden. Was damals in Rom geschehen war, würde sich in Paris in erhöhtem Masze wiederholt haben. Und das

<sup>1)</sup> ... considering what a gret incertaynty it shalbe to trust upon victuales to be brought in by the subjettes of the enemye, like as Hym self proved in his journey into Provence. Sttpprs.

dem Frieden von Crespy gegebenen Versprechungen gemäss, von neuem den Krieg an Frankreich zu erklären, weil dieses keine annehmbaren Bedingungen stelle — und allerdings hatte Karl für solchen Fall bestimmte Versprechungen gegeben —; allein er weigerte sich des, denn die Fortführung des Krieges zwischen den beiden Mächten, die ihm völlig freie Hand verschaffte, lag zu sehr in seinem Interesse; höchstens versprach er Vermittlungsversuche zu machen. So dauerte der Krieg fast noch zwei Jahre fort, zum Schaden der Engländer und Franzosen, zum Vortheil des Kaisers, und noch mancherlei neuen Verwickelungen musste sich Heinrich unterziehen, ehe der Friede abgeschlossen ward.

### III. Die letzten Jahre Heinrichs; erneuerte Beziehungen zu den Protestanten; Friede mit Frankreich; Neutralität.

In der Isolierung, in welche sich Heinrich durch den Verrat des Kaisers gebracht sah, lag nicht die einzige Gefahr für ihn; es war in dem Frieden von Crespy durch einen geheimen Vertrag bestimmt, dass Franz nicht nur zum Kampfe gegen die Türken, sondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens helfen solle. Blieben auch die näheren Bestimmungen darüber selbst geheim, so doch nicht, dass überhaupt dergleichen getroffen seien<sup>1)</sup>. Es mochte allerdings zunächst dabei nur an die Protestanten gedacht sein, aber Heinrich befand sich jetzt wieder in der Lage wie nach dem Waffenstillstande von Nizza; er musste fürchten, dass auch gegen ihn der Angriff gerichtet werden könne. Und um so grösser war die Gefahr, als Kaiser und Papst jetzt eifrigst das Zustandekommen des längst beabsichtigten Konzils betrieben. Wiederholte Gerüchte tauchten auf, dass der Papst eine Allianz gegen ihn zu stande zu bringen suche. Von neuem war er auf eine Verbindung mit den Protestanten hingewiesen, so widrig ihm auch der Gedanke daran war. Diese, in noch grösserer Gefahr als Heinrich und ihre Lage vollkommen erkennend<sup>2)</sup>, kamen ihm diesmal selbst entgegen. War er aber ernstlich willens in ein förmliches Bündnis einzutreten? Gewiss war er's für den Fall, dass seine Befürchtungen sich realisierten, einstweilen aber suchte er wol in den Verhandlungen sich nur freie Bahn für diesen äussersten Fall zu halten, den Kaiser durch die Aussicht eines solchen Bündnisses zu schrecken. Noch befand er sich im Kriege mit Frankreich, den seine erschöpften Finanzen kaum fortzuführen erlaubten; ein Krieg mit dem Kaiser hätte ihn zu neuen Opfern gezwungen, deren Grösze sich noch nicht absehen liess. Bisweilen mag ihn der Gedanke gekitzelt haben das Haupt eines Bundes zu werden, der sich mit der Macht jenes grossen Herrschers messen könnte, allein der Ausführung stellten sich unendliche Schwierigkeiten in den Weg.

Indes begann er die Unterhandlungen. Der Landgraf und Moriz von Sachsen hatten ihm bereits Truppen angeboten; er wusste, dass die beiden Fürsten ihm geneigt seien und schickte Mont und Bukler zu ihnen um über ein Bündnis zu unterhandeln. In den schmalkaldischen Bund wollte er nicht eintreten, weil er fürchtete, und mit Recht, dass nicht alle Betheiligten ihre Zustimmung geben würden; vielmehr beantragte er einen Bund zwischen ihnen, dem König von Dänemark, Lübek, Hamburg, Bremen und andern Städten und Fürsten, die beitreten wollten, sowol zur Offensive als Defensiv. Bezüglich der Religion sollte nur die Rücksicht gelten, dass der Papst ihr gemeinschaftlicher Feind sei. Auch an den Kurfürsten Johann Friedrich hatte Heinrich geschickt, allein der scheute jede Verbindung mit dem Auslande und wies die Anträge zurück<sup>3)</sup>. Anders der Landgraf, dessen Gereiztheit aufs äusserste gestiegen war<sup>4)</sup>; er war wirklich bei dem Könige von Dänemark und in Bremen für die Pläne Heinrichs thätig, allein von beiden Seiten gab man abschlägige Antworten. Lange wurde dann noch hin und her verhandelt, bis endlich am 5. August 1545 Mont und Bukler die Propositionen der Protestanten — wir wissen nicht, ob nur des Landgrafen und des Herzogs Moriz, oder doch des schmalkaldischen Bundes — übersandten. Man solle sich gegenseitig gegen die Angriffe des Papstes und zum Schutze des Evangeliums unterstützen. Werde der König in Religionsangelegenheiten angegriffen, so sollen ihm die Fürsten innerhalb zweier Monate 4000 Mann zu Fuss und 500 Pferde schicken auf drei Monate; wolle er sie länger behalten, so müsse er sie dann selbst unterhalten, ebenso was er an Truppen mehr bekommen. Dagegen soll er drei Monate nach dem Abschluss des Vertrages 200,000 Goldkronen in Hamburg deponieren, welche die protestantischen Fürsten im Falle eines Angriffs erheben können. Überraschend ist der Gedanke einer Art stehender Bundesmacht; denn man schlägt vor von beiden Seiten jährlich eine gewisse

<sup>1)</sup> Vergl. hierüber Ranke, Reformationgeschichte IV., 250 f. Er gibt die Notiz, dass der Kaiser dem Papste die Mittheilung machte: que el rey de Francia avia de ayudar para contra el Turca o para lo de la religion a voluntad del Cesar. Andere Nachweisungen über einen geheimen Traktat sind ebendasselbst gegeben.

<sup>2)</sup> Sie fürchteten: Gallum se ultimum de decreto et suscepto contra se ab Imperii ordinibus bello. Sttpprs. X. Mont an Heinrich, 4. December 1544.

<sup>3)</sup> Post tam multas frustraneas superiorum temporum hic inde oratorum missiones. Sttpprs. X.

<sup>4)</sup> Is enim modo in extrema desperatione celum et terram furibundus commiscet. Sttpprs. X.

Summe zur Unterhaltung der Offiziere aufzubringen, die auf den König und die Fürsten beedigt werden sollen; jedoch so, dasz im Falle einer Requisition der König den Vorzug habe.

So wichtig eine Allianz unter solchen Bedingungen war, so grosze Vortheile sie für beide Parteien in sich schloz, sie kam nicht zu stande und es blieb bei den Propositionen. Lag die Schuld bei dem Könige oder zogen sich die Protestanten zurück? wenigstens machte er es ihnen zum Vorwurf, dasz das Nichtzustandekommen von ihnen verschuldet sei. Wir glauben annehmen zu dürfen, dasz Heinrich die Hilfe auch gegen Frankreich in Anspruch nahm, da dieses ja zur Wiedervereinigung des Glaubens, zur Betreibung des Konzils mit dem Kaiser verbündet war, dasz aber die Protestanten sich weigerten darauf einzugehen. Paget machte bei den Friedensvermittlungen zwischen England und Frankreich den protestantischen Gesandten geradezu den Vorwurf, dasz ihre Fürsten die Freundschaft jedes andern verachteten, nur nicht die des Königs von Frankreich, der sie misbrauche<sup>1)</sup>.

Fast noch wichtiger als ein Bündnis mit England für die Protestanten war aber die Beseitigung des englisch-französischen Krieges, durch welchen Heinrich die Hände gebunden waren, dem Kaiser dagegen volle Freiheit in seinen Unternehmungen gegen sie gegeben ward; und nicht mit Unrecht behaupteten sie, „dasz dieser Krieg sowol jenen beiden Staaten als der gesammten Christenheit zu unermeslichem Schaden und Nachtheil gereiche“. Auch hofften sie wol, dasz sie durch ihre Friedensvermittlungen freundschaftlichere Beziehungen zu König Franz wiederherstellen könnten. Demgemäsz erboten sie sich zu Unterhandlungen und diese wurden angenommen.

Die Wirkung hatte nun doch Heinrichs Stellung zu den Protestanten, dasz auch der Kaiser ernstlicher eine Vermittlung zwischen den beiden kriegführenden Mächten in die Hand nahm. Es hatte nicht an häufigen Zwistigkeiten zwischen ihm und England gefehlt. Englische Schiffe waren in den Niederlanden, niederländische in England angehalten worden. Die gedoppelte Stellung, in welche er durch seine Verträge mit jenen beiden Mächten getreten war, hatte wiederholte unangenehme Verwickelungen zur Folge, jede derselben beklagte sich, dasz er der andern Vorschub leiste; die Franzosen, weil er zugegeben habe, dasz jene Kriegsmaterial aus Deutschland und Mailand zögen, die Engländer, dasz französische Truppen durch Karls Gebiet gezogen seien um englische Besitzungen anzugreifen. Dagegen stellte er sich höchst erzürnt, als in Deutschland geworbene Truppen, die zur Unterstützung Heinrichs heranzogen, ihren Weg durch Brabant nahmen, obgleich Thirlby es zu verhindern gesucht hatte. „Wollt ihr uns zu Freunden haben“, liesz er Thirlby sagen, „oder wollt ihr durch den Durchmarsch durch unser Land uns dahin treiben, dasz wir uns mit euren Feinden, den Franzosen, vereinigen?“ Indes das waren leere Drohungen, seine Augen auf die religiösen Verhältnisse Deutschlands gerichtet, lag ihm nichts daran einen neuen Krieg mit einer auswärtigen Macht anzufangen. Aber sein sehnlichster Wunsch war den englisch-französischen Krieg so weit als möglich hinauszuziehen. Nur musste er mit äusserster Vorsicht zu Werke gehen. Er wie seine Minister waren besorgt, dasz das Kundwerden solcher Wünsche und Absichten eine Vereinigung der Feinde zur Folge haben könne<sup>2)</sup>. Ein Brief Karls an die Königin Maria, die Vertraute seiner Politik (datiert von Worms, 6. August 1545), zeigt am klarsten, mit welcher Intrigue er gegen König Heinrich verfuhr, mit welchem Gewebe von List und Täuschung er sich umspann, um sich seinen Verpflichtungen, die er nicht umhin konnte anzuerkennen, möglichst lange zu entziehen. Er hatte sich verpflichtet, falls englisches Gebiet angegriffen würde, trotz des Friedens von Crespy, die Engländer zu unterstützen. Nun hatten die Franzosen nicht nur Guisnes und Calais angegriffen, sondern Jaques Montgommery war auch mit einem französischen Korps in Schottland gelandet und der Admiral d'Annebault hatte Unternehmungen von Hampshire und Wight aus versucht. Karl leugnete nicht, dasz er zur Unterstützung verpflichtet sei; allein seines Bündnisses mit den Franzosen wegen könne er sie nicht in Truppen, sondern wolle er sie in Geld leisten<sup>3)</sup>. Als Paget, vielleicht gegen seinen Wunsch, damit einverstanden war, verlangte er nochmals Verhandlungen über die Bedingungen, obgleich er selbst sagt, „dasz sie klar und vernünftig seien“; nur wollte er Zeit gewinnen. Auch war es hauptsächlich dieser Gesichtspunkt, unter dem er, als er sah, dasz sonst die Protestanten die Sache allein in die Hand nehmen würden, sich entschloz, Friedensvermittlungen anzuknüpfen. Die Gesandten sollen angewiesen werden, die Parteien durchaus nicht zu drängen, nicht mehr zu fordern, als diese selbst zu leisten wünschen. Es kam ihm nur darauf an den Schein zu wahren.

<sup>1)</sup> The fault was in you — sagte Paget den deutschen Gesandten — that the matiers went no better forward, but you are so great Princes — quod I smilingly, fügt P. hinzu — that you contempue the freendeshipp of all other Princes except the French Kinges; Who useth youe all to gethers to his benefite and nothing to your own. He maketh you an instrument to work his thinges at our handes, at th'Empereurs handes and also the Bishop of Romes; and when He has don, He will cast you at his tayle. — Sttpprs. X., 692.

<sup>2)</sup> ... je crains que François et Angloys ne se rallient à nostre dommaige, en les tenans désantans (en dissentiment) les ungs et les aultres. Aus einem Briefe Granvella's. Oppenheim, 6. März 1545. Papiers d'état, t. III.

<sup>3)</sup> Auch diese Hilfe hat er nicht geleistet, wenigstens lässt es sich nirgends nachweisen.

Bereits am 15. September hatten die Protestanten ihre Gesandten abgeschickt, und nachdem sie sich in Metz besprochen, giengen der Marschall des Landgrafen und Joh. Sleidan nach England, Bruno, Sturm und Pfeffinger nach Frankreich. Um so mehr beeilte sich Kaiser Karl nicht der letzte auf dem Plan zu erscheinen. Anfangs November begannen unter seiner Leitung die Konferenzen zu Brügge. Vorzüglich aufmerksam wurden die Engländer behandelt; die Franzosen waren in grösserer Anzahl erschienen, allein man sagte, ein Engländer sei sechs Franzosen wert, „der englische Name“, schreibt Gardiner, „wird sehr geehrt; er rate selbst zum Frieden, denn dadurch könne die hohe Meinung, die man von seiner Nation habe, aufrecht erhalten werden; das Kriegsglück sei sehr veränderlich; selbst Boulogne könne man aufgeben, denn der Besitz desselben sei von keinem Gewicht im Vergleich mit dem hohen Ruhm, den man durch die Eroberung der Festung und die alleinige Fortführung des Krieges erworben“. Gardiner war ein eifriger Katholik, ihm waren die Berührungen mit den Protestanten, noch mehr die Reformationspläne, die Cranmer daran knüpfte, aufs äusserste verhaszt. Zum Glück waren die beiden andern englischen Gesandten, Thirlby und Ed. Carne, nicht gleicher Ansicht. Französischerseits waren gekommen Claude d'Annebaut, der unfähige Admiral von Frankreich, Erraut, Kanzler von Frankreich, und Bayard, Staatssekretär. Granvella selbst führte das Präsidium. Man kam in allem überein, nur darin nicht, dasz England Boulogne zurückgeben und die Schotten in den Frieden einschliessen sollte. „König Franz“, sagte Bayard, „wird eher sein ganzes Reich zur Wüste machen, ehe er Boulogne aufgibt; gehe man auf jene beiden Forderungen nicht ein, so seien alle weitem Verhandlungen überflüssig“. Je deutlicher man aber sah, dasz die Verhandlungen scheitern würden, desto kühler wurden die kaiserlichen Räte gegen die englischen Gesandten. Nachdem man noch eine Zeit lang vergebens hin und wider gestritten hatte, reisten die Franzosen am 25. November von Antwerpen, wohin man dem Kaiser gefolgt war, wieder ab. Auch mit diesem hatten sie unfruchtbare Verhandlungen gehabt. Franz zeigte sich schwierig in der Ausführung des Friedens von Crespy, er wollte wol dem Herzog von Savoyen sein Land zurückgeben, machte aber auf Brescia und Piemont Ansprüche; letzteres sei ein Lehen der Provence und gehöre also Frankreich zu. Wegen des Todes des Dauphins sei man überhaupt nicht mehr an die Friedensverträge gebunden. Die Anerbietungen Frankreichs für den Fall, dasz Karl sich in dem englischen Kriege auf seine Seite stellen wolle, wurden von diesem zurückgewiesen; denn selbst wenn er nicht durch seinen Vertrag zur Vertheidigung von Calais und Guisnes verbunden sei, so würde er doch nie dulden, dasz diese Territorien England entrissen würden, „denn im Besitz der Franzosen würden sie seinen Staaten höchst gefährlich sein“<sup>1)</sup>.

Länger währten die Konferenzen, die unter Vermittlung der Protestanten am 21. November in Calais begonnen hatten; aber auch sie führten eben so wenig zu einem Resultate, obgleich König Heinrich seine Forderungen mehr und mehr herabstimmte. Vielfach wurden während der Konferenzen auch die früheren Schritte zu einer Vereinigung zwischen ihm und den Protestanten besprochen; jetzt versuchte er gleichfalls die Gesandten an sich heranzuziehen und unterliess nicht, ihnen die ungünstigsten Gerüchte über die Absichten des Kaisers wie des Königs von Frankreich gegen sie mitzuthemen, welchem letzteren er Schuld gab, den Kaiser zum Kriege gegen die Protestanten zu reizen. Der Wunsch und die Absicht der deutschen Gesandten war aber nicht nur den Frieden zwischen den beiden Mächten, sondern selbst ein Defensivbündnis herzustellen, in welches auch ihre Fürsten aufgenommen würden. „Denn so würde man sicher sein vor den Agriffen des Kaisers und Papstes<sup>2)</sup>; sei das Bündnis einmal geschlossen, so würde ohne Zweifel binnen zwei Jahren Franz mit jenem im Kriege liegen, dann könne man ihn mit einer kleinen Hilfe unterstützen, um für gleiche Fälle auch ihrerseits unterstützt zu werden“. Allein sie waren nicht einmal im stande den Frieden herzustellen, obgleich Heinrich, der kein Geld mehr hatte, sich sehr nachgibig zeigte. Er erbot sich zur Erlassung aller ihm schuldigen Summen und, gegen augenblickliche Zahlung einer Million, auch der lebenslänglichen Pension, wenn ihm der Besitz von Boulogne, Ardre und Guisnes zugestanden werde. Ja selbst Schottland solle in dem Frieden eingeschlossen sein, wenn die junge Königin (Maria Stuart) in England erzogen werde. Oder er will auf alles ihm schuldige Geld verzichten, wenn ihm jene drei Städte gelassen werden und Franz Schottland und den Papst verlassen will. Allein je mehr er durch seine Nachgibigkeit seine misliche Lage zu erkennen gab, um so weniger waren die Franzosen geneigt auf seine Vorschläge einzugehen; selbst als er Guisnes und Ardre

<sup>1)</sup> If France had any of them, He wold be a terrible neybour to thies parties. — König Ferdinand fürchtete, dasz sein Bruder auf die französischen Vorschläge eingehen würde; um so mehr war er daher erfreut, dasz dies nicht geschah. Er schreibt an St. Mauris, Wien, 21. December 1545: *Devant-hier receumes vos lettres du III<sup>e</sup> de ce mois, et nous a esté plaisir bien agréable d'entendre leur contenu, mesmes ce que concerne la communication passée entre les commis de l'empereur et ceux de France sur les moyens de restablissement et consolidation de la paix perpetuelle etc. etc. Pap. d'ét. III. Ferdinand wünschte Erneuerung des Krieges mit Frankreich.*

<sup>2)</sup> ... because so shall both we and you be tuti ab Imperatoris et Pontificis tyrannide.

aufgeben wollte gegen Zahlung der Schulden und der Pension, und selbst als er einen Waffenstillstand auf acht Monate forderte, wies man ihn ab. Ende December wurden die Konferenzen abgebrochen<sup>1)</sup>.

Unter solchen Umständen, da Heinrich zum äussersten erschöpft<sup>2)</sup>, die Hoffnung auf ein Zustandekommen des Friedens unter einigermaßen günstigen Bedingungen aufgeben musste, näherte er sich mehr und mehr wieder dem Kaiser. Seit den Friedensverhandlungen war Gardiner bei diesem geblieben und hatte sowohl zur Erneuerung des Bündnisses von 1543 als auch namentlich zur Unterstützung gegen Frankreich getrieben. Zwar gab Heinrich seine Beziehungen zu den Protestanten noch nicht auf, und er konnte sie aufrecht erhalten, so lange der Krieg in Deutschland noch nicht ausgebrochen war; aber seiner natürlichen Abneigung gegen sie folgend zog er sich weiter von ihnen zurück. Hätte er sich ihnen ernstlich angeschlossen, so würde die nächste Folge ein kombinierter ernstlicher Angriff der kaiserlichen und französischen Waffen auf ihn gewesen sein; wie hätte er dem mit seinen erschöpften Mitteln Widerstand leisten sollen, da er schon jetzt nur mit äusserster Anstrengung den Kampf fortführen konnte? Von den Protestanten hatte er nichts zu befürchten, sie waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, hüteten sich auch wohl durch Unterstützung des Königs von Frankreich ihn zu einem Offensiv-Bündnis mit dem Kaiser zu treiben. Aber musste er nicht, wie vor Zeiten, die Uebermacht des Kaisers fürchten? Wir haben schon gesagt, er fürchtete sie nicht mehr; eben noch hatte derselbe, um nur in Deutschland kräftig auftreten zu können, wenn nicht schimpfliche, so doch nicht ehrenhafte Zugeständnisse den Türken machen müssen; und im Fall er hier mit seinen Herrschergelüsten durchdrang, war vorauszusehen, dass sich sofort eine neue Koalition gegen ihn bilden würde. Also auch diese Furcht vor einer Universalmonarchie, die längere Zeit Heinrichs Politik geleitet hatte, konnte nicht massgebend sein. Darum entschloss er sich, nun auch bei zunehmendem Alter phlegmatischer geworden, den Verhältnissen, die ihm nicht gefährlich werden konnten, ihren Lauf zu lassen, nicht neue Opfer umsonst zu bringen, sich mit allen Parteien gut zu stellen. Ein erneuerter Vertrag mit dem Kaiser schien ihm der sicherste Weg, fortan allen Händeln fern zu bleiben. Für diesen dagegen konnte nichts erwünschter sein, als England völlig auf seine Seite zu ziehen, oder wenigstens ihm unschädlich zu machen. Mit Frankreich war er bereits verbündet, und schwebten auch noch immer Differenzen mit diesem Staate, so behielt er sich doch deren Ausgleichung auf spätere Zeiten vor. Nun auch fesselte er England an sich. Sonderbar genug war ein Bündnis mit zwei Staaten, die mit einander im Kriege lagen; allein geschickt, wie er sich bisher hindurchgewunden, wusste er sich auch ferner aus jeder Unannehmlichkeit, die eine solche Stellung mit sich bringen musste, loszuwickeln, nur die Früchte davon zu pflücken. Denn er erreichte damit vollkommen seinen Zweck: die Protestanten zu isolieren.

Es war kein eigentliches Bündnis, welches man abschloss, sondern man gelangte zu einem höchst sonderbaren Vertrage<sup>3)</sup>. Man legte die Bestimmungen des Vertrages von 1543 zu Grunde, liess aber die Artikel, welche sich auf ein Offensivbündnis gegen Frankreich bezogen, weg; das Defensivbündnis ward erneuert, zugleich aber protestierte der englische Gesandte gegen die Verweigerung der durch dasselbe gebotenen Hilfe, und die Kaiserlichen protestierten ihrerseits gegen diesen Protest. Denn Karl wollte sich nun einmal durchaus nicht auf einen neuen Krieg mit Frankreich einlassen, so viel Veranlassung ihm auch dazu gegeben war, um nicht in der Durchführung seiner Lieblingspläne gestört zu werden. Die Engländer aber zu unterstützen, behauptete er, hindere ihn der Friede von Crespy, den er mit Heinrichs Zustimmung geschlossen habe, und wenn diese nicht erfolgt sei, doch zu schliessen gezwungen gewesen sei. Dagegen blieb zuletzt noch merkwürdiger Weise der Artikel, dass ein Theil durch die Länder des andern marschieren dürfe, um den Feind anzugreifen. Dass Heinrich auf solchen Vertrag eingieng, beweist, wie sehr ihm daran gelegen war mit dem Kaiser verbunden und vor ihm sicher zu sein<sup>4)</sup>. Die Ratifikationen erfolgten, doch zugleich mit den beiderseitigen Protesten, anfangs 1546.

Die Protestanten waren mit ängstlichen Blicken diesen Verhandlungen gefolgt. Als Paget noch während der Konferenzen in Calais Bruno mittheilte, — freilich damals noch verfrüht, aber auf des Königs Befehl, — dass der Vertrag mit dem Kaiser erneuert sei, dass er sich verbindlich gemacht habe, England zu helfen gegen einen Angriff Frankreichs oder Unterstützung der Schotten seitens der Franzosen, warnte dieser vor der Treulosigkeit desselben: er werde sie täuschen und tausend Entschuldigungen und

<sup>1)</sup> Die auf die Konferenzen in Calais bezüglichen Briefe Sttpprs. X., p. 691 f.

<sup>2)</sup> Es will viel sagen, dass der durch die Einziehung der Klostergüter so unendlich bereicherte Staatsschatz völlig leer geworden war. Schon im Jahre 1544 hatte sich Heinrich genötigt gesehen, das Geld zu verschlechtern, aus einer Unze Geldes statt 45 Schilling, deren 48, und aus der Unze Silber 4 Schilling, statt 3 Schilling 9 Pence schlagen zu lassen; er hatte das Geld trotz des Unwillens des Volkes mit Gewalt in Kurs bringen lassen. Erst Elisabeth zog diese schlechte Münze wieder ein. Herbert p. 510.

<sup>3)</sup> Sttpprs. XI., p. 44 ff.

<sup>4)</sup> Herbert berichtet, dass Cranmer in jener Zeit mit Erlaubnis des Königs weitere Kirchenreformen vorzunehmen suchte; als dieser aber erfuhr, dass in solchem Falle an ein Bündnis mit dem Kaiser nicht zu denken sei, sie unterbleiben mussten.

Verzögerungsgründe finden<sup>1)</sup>. Sie hatten gewünscht und gehofft noch einmal Franz wie Heinrich auf ihrer Seite zu sehn: der Kaiser hatte ihnen den Rang abgelaufen. Allerdings hatten sie von je her mehr von Frankreich erwartet; zwar versicherten sie Heinrich, dasz sie lieber in ein englisches als in ein französisches Bündnis treten möchten, da Franz damals heftige Verfolgungen in Languedoc, in Poitou und im Loiregebiet gegen die Apostaten der römischen Kirche anstellte und ihre Verwendungen für die Verfolgten unbeachtet liesz. Allein nichts desto weniger bewarben sie sich um seine Freundschaft, und Heinrich beklagte sich heftig darüber, dasz ihm erlaubt würde offen in Deutschland Truppen zu werben, da er doch mit dem Papst im Bunde stehe<sup>2)</sup>. Nun aber, nachdem der Vertrag zwischen England und dem Kaiser erneuert war, neigten sie sich um so offener zu Frankreich hin. Als der englische Gesandte Mont sich beim Landgrafen von Hessen beklagte, dasz Franz aus Deutschland Truppen ziehe, antwortete er: „die Protestanten dürften denselben nicht beleidigen, da sie nicht wüsten, wie Heinrich zu ihnen stehe; man habe oft genug um ein Bündnis angehalten, aber es nie erreicht, er habe es vielmehr vorgezogen, den Vertrag mit dem Kaiser zu erneuern“. Allein Heinrich lag doch sehr daran, dasz die Franzosen nicht durch deutsche Soldaten unterstützt würden; darum versuchte er noch einmal die Protestanten mit der Aussicht auf ein Bündnis zu fesseln. Er bot dem Landgrafen eine jährliche Pension von 10,000 Florins, dafür sollte er die Werbungen der Franzosen in Deutschland zu hintertreiben suchen. Bei dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz liesz er um ein förmliches neues Bündnis anhalten, das gegen die Anerkennung des Konzils und der Autorität des Papstes gerichtet sein sollte, gegenseitige Unterstützung gegen einen Angriff soll genau bestimmt werden; doch — und darin lag die Unausführbarkeit des Vertrages — soll zuvor eine Vereinigung in Religionsangelegenheiten stattfinden; man soll von beiden Seiten tüchtige Männer absenden, und an die von diesen festzustellenden Punkte soll jeder gebunden sein<sup>3)</sup>. Es ist nicht anzunehmen, dasz Heinrich mit diesen Propositionen etwas anderes beabsichtigte, als die Verbindung der Protestanten mit Frankreich zu hemmen. Friedrich liesz sich nicht täuschen: „er sei“, antwortete er, „an die Augustana gebunden und könne nicht davon abgehen; in eine Verbindung mit ihm könne er überhaupt nicht treten, da er bereits mit vielen andern in einer solchen stehe — eben hauptsächlich mit Frankreich — die er zu berücksichtigen habe“. Im Juni ward Masone, der die Angelegenheit betreiben sollte, zurückberufen. König Heinrich, trotz seines Vertrages mit dem Kaiser auf sich allein angewiesen, musste sich endlich zum Frieden mit Frankreich entschlieszen; beide Parteien aber waren um so geneigter dazu, als bereits der schmalkaldische Krieg ausbrach und man sich während desselben freie Hand bewahren musste. Am 7. Juni 1546 ward er zu Campe abgeschlossen. Man verständigte sich dahin, dasz König Franz die durch frühere Verträge garantierte lebenslängliche und perpetuelle Pension, statt der Salzpension jährlich 10,000 Kronen während Heinrichs Lebenszeit, ferner zwei Mill. Sonnenkronen bis 1554 als rückständige Pension und Zinsen und Entschädigung für die seit der Eroberung von Boulogne auf die Befestigung dieser Stadt verwandten Kosten zahlen solle; über die Ansprüche auf andere 500,000 Kronen soll demnächst eine eigene Kommission entscheiden. Bis zur Auszahlung der Summe bleibt Boulogne in den Händen der Engländer. Schottland ist in dem Frieden mit einbegriffen, ebenso der Kaiser wegen der beiderseitigen Verträge mit demselben.

Da durch den Friedensschluss die Rücksichten auf Frankreich gehoben waren, versuchten die Protestanten jetzt noch einmal sich dem König Heinrich zu nähern. Am 30. August überbrachte Bruno neue Vorschläge. Allein jetzt am allerwenigsten war er dazu geneigt, seine Antwort kam einer Zurückweisung sehr nahe. Zwar erbot er sich zur Zahlung einer jährlichen Pension an den Landgrafen von jährlich 12,000 Florin und zur Eingehung einer „christlichen Ligue gegen Jedermann in jeder Sache“; allein wiederum unter der Bedingung einer Vereinigung der englischen und protestantischen Kirche. Er wusste, dasz sich die Protestanten nicht darauf einlassen konnten und wollten. Es kommt dabei kaum in Betracht, dasz er sich auch weigerte, 100,000 Kronen für sie zu deponieren, wofür ihm kein Aequivalent geboten sei. Damit hörten alle ferneren Verhandlungen auf, und jene schlossen sich nun wieder um so enger an ihren alten Bundesgenossen, den König von Frankreich. Heinrich aber blieb fortan sowol mit diesem als mit dem Kaiser in freundschaftlichen Beziehungen, und war sehr zufrieden, wenn ihm derselbe versichern liesz, er werde trotz seines Bündnisses mit dem Papste stets die Verträge mit England aufrecht

<sup>1)</sup> Helas! trust not th Emperour, per sanguinem Christi, for when it commith to that point, He will deceyve you, He will fynde a thousand excuses and delays. Paget an König Heinrich. Calais 20. December.

<sup>2)</sup> Sttpprs. XI., 61 u. 83.

<sup>3)</sup> ... that noone of the Confederates which now entre or that shall entre hereafter shall not after their entre by any meanes decline from any of the pointes of religion or any thing or convenaunt which shalbe by them nowe furst upon amonges them in these articles or that shall hereafter be agreed upon, nor shall relent to any other sect or partye in matiers of religion but holy stand to use mainteyn and defend this their confederatye and all other things wherupon they shall hereafter at any time agree.

erhalten. Vielleicht hätte der König bei längerem Leben noch einmal Veranlassung gehabt, die Achtbarkeit der kaiserlichen Versicherungen zu prüfen.

Ueberschen wir das Ganze der Politik Heinrichs VIII., so ist nicht zu leugnen, dasz allerdings unendlich wenig augenblickliche Resultate erzielt wurden, dasz die aufgewandten Mittel wenigstens bei weitem nicht denselben entsprachen. Die unlautern und verdammenswerten Motive, von denen sich der despotische König öfters leiten liesz, tragen die Schuld davon. Wenn er durch Kaiser Karl getäuscht und überlistet und um die Früchte seiner Anstrengung betrogen ward, so kann man darin gewissermaszen eine Vergeltung sehen für sein eigenes Verhalten gegen die Protestanten und namentlich gegen Wilhelm von Kleve; aber selbst dieses zeigt sich bei weitem nicht in so gehässigem Lichte als die Intriguen des Kaisers. Mit den Protestanten hat er nie ein wirkliches Bündnis abgeschlossen; wäre er weiter gedrängt, so wäre vielleicht ein solches zu stande gekommen, allein so lange als möglich suchte er es zu vermeiden. Das mit Kleve aber war ihm am wenigsten genehm, Cromwell musste es mit dem Tode büßen und mit der Scheidung von Anna war es gelöst. Nichts desto weniger dürfen wir in diesem Schwanken, der Unsicherheit und Zweideutigkeit, mit welcher er in diesen Verhältnissen verfuhr, den vorzüglichsten Grund sehen, dasz der äuszere Erfolg seiner Politik ein so geringer gewesen ist. Allein nicht zu verkennen ist auch, dasz er im groszen und ganzen die Lage Europas wol zu erkennen, seine eigene Lage in den allgemeinen Verhältnissen wol zu würdigen verstand, dasz er, auch abgesehen von der Losreisung Englands von der päpstlichen Autorität, die Machtstellung seines Staates bedeutend erhöhte und den Grund legte zu dem erstaunlichen Aufschwunge, den England bald darauf unter der groszen Elisabeth nahm.